

Schlesische Chronik



4. Jahrgang Nr. 20

15. Juli 1911



Die Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Schweidnitz

phot. Runke in Schweidnitz



phot. Internationaler Illustrationsverlag in Berlin

Vom Boltschützenfestzuge in Schweidnitz
Herzog Bolko

Unsere Beilage

Frau Helene Nitsch-Willim, eine aus Breslau stammende, gegenwärtig in Berlin schaffende Künstlerin, der wir auch das auf Beilage Nr. 23 unseres vorigen Jahrganges wiedergegebene „Mummelwasser“ im Riesengebirge“ verdanken, hat sich diesmal die Darstellung eines schlichten Dorfschylls zum Gegenstande genommen. Wir denken bei seinem Betrachten unwillkürlich an das Storm'sche Gedicht „Abwärts“.

„Ein halbverfallen, niedrig Haus,
Steht einsam hier und sonnbeschienen“.

Die Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Schweidnitz

Am 27. Mai ist unter dem Protektorate des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen eine Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Schweidnitz eröffnet worden. Der dortige Gewerbeverein hat sie zu seinem 75jährigen Bestehen ins Leben gerufen. Er darf nach den bisherigen Erfahrungen, wo jetzt die Hälfte der Ausstellungszeit verstrichen ist, mit voller Befriedigung auf sein Werk blicken. Die Ausstellung wird, vom Wetter sehr begünstigt, über alle Erwartungen gut besucht und findet als Ausstellung einer Provinzstadt mit Recht allseitige Anerkennung. Fehlt auch Oberschlesien vollständig, weil es auf der gleichzeitigen Pofener Ausstellung in hervorragender Weise vertreten ist, so gibt die Schweidnitzer Ausstellung trotzdem mit ihren über 600 Ausstellern ein ziemlich abgerundetes Bild des fleißigen, gewerblichen und industriellen Schaffens in unserer Provinz.

Das Ausstellungsgelände mit schönen alten Baumbeständen und natürlichen Wassertläufen hat seine gegebenen Reize, die geschickt verwertet sind. Auch die Hauptausstellungsbauten verdienen ein besonderes Lob wegen ihrer einfachen, schmuckten, äußeren Form. In ihrer Gruppierung allerdings ist nur ein gutes Platzbild erzielt, das vor der Haupthalle, von dem der Blick auf den prachtvollen Turm der alten Pfarrkirche und

weiterhin auf die blauen Berge fällt. Die Haupt- und die Maschinenhalle mit Kesselhaus sind nach Entwürfen des Architekten Asmus, die Halle für Kunst- und Kunstgewerbe nach einem Entwurfe des Architekten Zuppe erbaut. Von weiteren, größeren Bauten sind zu erwähnen die Landwirtschaftshalle, eine sogenannte „Mustervilla“, „Agathe“ genannt nach der Gemahlin des Schirmherrn der Ausstellung, das Hauptrestaurant, das nette Café und das farbig frische Häuschen der Feuerwache. Dazwischen stehen Pavillons und Verkaufsstände, sowie Restaurationsstätten mancherlei Art, auch ein Bierzelt mit einer elektrisch betriebenen Wurstmacherei. Eine Lichtfontäne auf dem Söndelteich, eine Alpenwirtschaft „Oberbayern“, mit Zitherspiel, Schuhplattleranz, Fodeln und Antrunk, sowie ein Somali-dorf mit gräßlichem, aber ethnographischem Geschehen fehlen nicht.

In der Haupthalle mit ihrem gewöhnlichen Durcheinander der mit mehr oder weniger (meistens weniger) Geschmack aufgestapelten, gewerblichen Erzeugnisse aller verschiedener Art sind noch einige besondere Veranstaltungen untergebracht: eine Kolonialausstellung, um die sich Hauptmann von Bonin besonders bemüht, und für die Maler Hellgrewe ein Diorama des Kilimandjaro gemalt hat, eine Jagdausstellung, für die unser Kaiser starke Hirschgeweihe als Trophäen von Jagden in Klitschdorf und Pleß gespendet und Graf Jedlitz-Erbschler auf Schwentzig eine Sammlung aller jagdbaren Vögel Schlesiens, teils in Wälgeln, teils in ausgestopften Exemplaren, und endlich eine Abteilung für Frauenarbeit, Hausfleiß und Liebhaberkünste, von der der Kunstfreund lieber schweigt.

Beständig von Besuchern umlagert sind ein Töpfer und ein Glashneider, die ihre Kunstfertigkeit zeigen, ein Beweis für das Interesse, das gerade derartige Vorführungen beim Laienpublikum jederzeit finden.

Auf den Inhalt der Haupthalle, in der auch kommunale und andere Verbände sich als Aussteller beteiligt haben, sowie auf die Aussteller im einzelnen wollen und



phot. Internationaler Illustrationsverlag in Berlin

Vom Volkshützensfeste in Schweidnitz
Germanische und friederizianische Krieger aus dem Festzuge

können wir hier nicht näher eingehen, der Kollektiv-Ausstellung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien werden wir uns im nächsten Heft in der Abteilung: Kunst und Kunstpflege noch besonders widmen. Jedenfalls ist ein Besuch der Ausstellung in der auch an alten schönen Kunstdenkmälern nicht armen, freundlichen Volkstonenstadt sehr zu empfehlen.

Volkshützensfest in Schweidnitz

Die Schützensgilde in Schweidnitz, die älteste Gilde Deutschlands, konnte am 2. Juli auf ein 625 jähriges Bestehen zurückblicken und mit dieser Feier zugleich das sich alle 25 Jahre wiederholende Volkfest verbinden, über das der Fürst von Pleß das Protektorat übernommen hatte. Die schlesischen Schützensgilden waren zu der Doppelfeier eingeladen worden, und zahlreich waren die Schützensbrüder herbeigezogen. Die ganze Bürgerschaft nahm an dem Fest teil. Die Stadt war überreich geschmückt. Zahlreiche Ehrenportalen überspannten die Straßen. Da zugleich auch ein „Margaretentag“ abgehalten wurde, wiesen auch die Schaufenster Blumen-Schmuck auf.

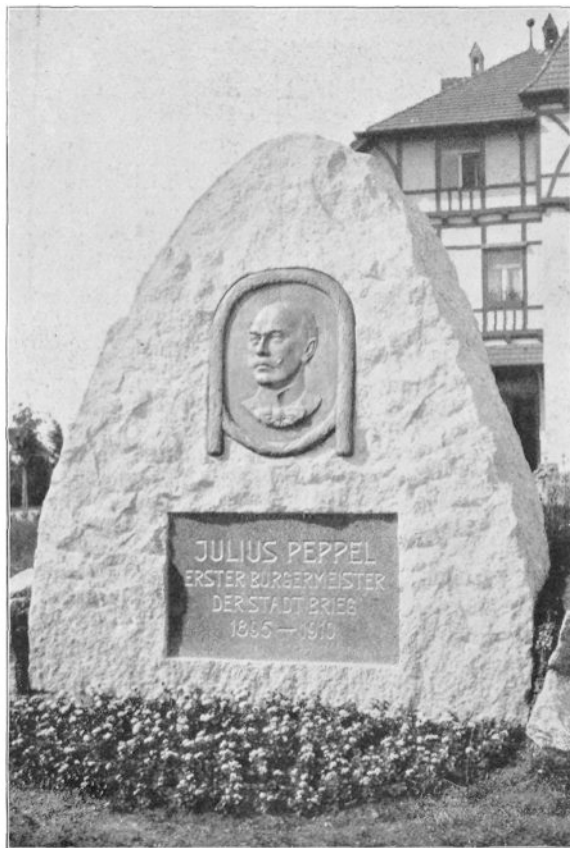
Eingeleitet wurde das Jubelfest am vorhergehenden Abend durch ein Konzert im Garten der Brautkommune. Am Sonntag früh fand großes Wecken statt. Die im Laufe des Vormittags eingetroffenen fremden Schützen wurden auf dem Bahnhof mit Musik empfangen und nach der Brautkommune geleitet, wo die Festkarten in Empfang genommen wurden. Den Glanzpunkt des Festes bildete der imposante Festzug, zu dem um 11 Uhr angetreten wurde und der um 12 Uhr sich in Bewegung setzte. Eröffnet wurde der Zug durch drei berittene Polizeibeamte, welchen vier Fanfarenbläser, hoch zu Roß, sowie die Artilleriekapelle in Uniform folgten. Eine historische Gruppe, welche die Festgilde zum Festzuge stellte, bestand aus 3 Schützenreitern, 4 Hiefern, 4 Trommlern und 10 Musikern zu Pferde, 6 Germanen, 4 Armbrustschützen, 4 Lanzenritterschützen, 6 friederizianischen Schützen, Major Schill mit einem seiner Offiziere zu Pferde, 6 Wiedermeiern, 1 Peitschenmeister, 1 Schützenmeister, 1 Bürgermeister, 4 Räten der Stadt, 10 Hatzschiern, 2 Herolden zu Pferde, 1 Bannerträger zu Pferde, dann Herzog Volto mit seiner Gemahlin und Tochter zu Pferde,

4 Pagen, 6 Rittern zu Pferde, 4 Knappen, 1 Oberjagdmeister, 4 Jagdmeistern, 6 Falkonieren mit der Jagdbeute, 6 gewappneten Reifigen und 2 berittenen Herolden. Ferner fuhr eine sehr große Zahl von Festwagen im Zuge. Vor dem Rathause hatten die Ehrengäste, sowie die Offizierkorps des Feldartillerieregiments Nr. 4 und des Grenadierregiments Nr. 10 Aufstellung genommen. Nachdem der Festzug vor dem Rathause in drei Staffeln aufmarschiert war, hielt Oberbürgermeister Raewel eine Ansprache, in der er die Gäste der Jubelgilde und diese selbst namens der Stadt herzlich begrüßte, die früheren und jetzigen Zeiten beleuchtete und mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Kaiser schloß, worauf die Nationalhymne gespielt wurde. Nachdem die Ehrengäste in die bereitstehenden Landauer eingestiegen und diese in den Festzug eingereiht worden waren, setzte sich letzterer wieder in Bewegung durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Schießhause. Dort nahmen die Ehrengäste auf dem Balkon und der Freitreppe Aufstellung und ließen den Festzug an sich vorübermarschieren.

Nachdem sich der Zug aufgelöst hatte, begann nach einer kurzen Pause das Schießen auf allen zehn Ständen. Der Andrang war außerordentlich groß. Im Schießhausgarten konzertierte nachmittags die Artilleriekapelle. Auf dem großen Festplatze entwickelte sich bald nach Eintreffen des Festzuges ein lebhaftes Treiben. Abends 8 Uhr fand ein Festessen statt. Das Schießen wurde an den nächsten Tagen von früh 7 bis 12 Uhr vormittags und von 1½ bis 8 Uhr abends fortgesetzt. Am folgenden Sonnabend um 12 Uhr wurden die Festscheiben eingezogen, alle übrigen Scheiben um 6 Uhr nachmittags. Am Sonntag darauf, nachmittags 4 Uhr, fand im Schießhausgale die Proklamierung des Volkkönigs und der beiden Ritter statt.

Alttertumsfunde

Bei einem Umbau in Buschen bei Wohlau wurden in altem Mauerwerk zwei irdene Töpfe mit Silbermünzen gefunden. Es sind mehr als tausend Stücke verschiedener Werte von den Herzögen von Liegnitz, Brieg, Wohlau und anderen schlesischen Herzogtümern, ferner noch hinterpommersche, Hildesheim-Lüneburger,



phot. Curt Gröger in Brieg

Das Denkmal für Bürgermeister Peppel in Brieg

Kaisermünzen, sowie französische Münzen von Ludwig XIV. Bewahrer der Münzen ist Hotelbesitzer Meißner in Wohlau.

In Münsterberg stieß man beim Abbruch des Kahler'schen Hauses im Mai d. J. auf alte Tongefäße. Die Töpfe wurden beim Ausschachten des alten Kellers, etwa $\frac{1}{2}$ Meter tief vergraben, aufgefunden. Dabei sind durch die Hade der Arbeiter leider fünf Gefäße zerstört worden. Die beiden gut erhaltenen sind aus Ton gebrannt, 15 Zentimeter hoch und im oberen Durchmesser 11 Zentimeter breit. Die Töpfe sind innen gelb glasiert, außen unglasiert. Als Verzierung zeigen sie am oberen Rande außer einem grünen glasierten Streifen eine rote Bandverzierung. Zu den Gefäßen gehörten passende Deckel mit Knopfgriff und schwarzer Glasur auf der Oberfläche. Zwei solcher Deckel sind gut erhalten. Außer diesen sieben Gefäßen ist noch ein kleines Töpfchen von nur acht Zentimeter Höhe und fünf Zentimeter Durchmesser an derselben Stelle gefunden worden. Der äußere obere Rand ist hier wie das Innere gelb glasiert. Die rote Bandverzierung ist ebenfalls vorhanden. Die übrige Außenfläche zeigt keine Glasur. Das zierliche Töpfchen ist etwas beschädigt. Die Arbeiter wollen die vergrabenen Gefäße leer aufgefunden haben.

Alttermuseen

Nachdem bereits durch den Stadtältesten Kaufmann Odersky der Stadt Leobschütz eine Anzahl Gegenstände überwiesen worden sind, welche zur Gründung eines Alttermuseums bestimmt sind, hat sich unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Priemer daselbst ein Museumsverein gebildet, welcher in einem Aufruf um Ueber-

weisung geeigneter Gegenstände an das Museum erfuht, das vorläufig in einem Zimmer des Rathauses untergebracht ist.

Auch in Wohlau soll ein Alttermuseum geschaffen werden, für das bereits mancherlei Gegenstände bestimmt sind. So hat der Regierungspräsident angeordnet, daß verschiedene Innungsgerätschaften der ehemaligen Züchnerinnung zu Wohlau dem Museum überwiesen werden, u. a. ein zimmerner Potal mit der Jahreszahl 1785, ein Kofziegel mit der Jahreszahl 1635, eine Leichenbede, ein Altartuch, ein geschnitztes Kreuzifix, ein gedrucktes Buch, enthaltend Verordnungen und Edikte von 1739 bis 1747 und verschiedene Altentstücke und Rechnungsbücher.

Alttermuseumverein

Der Alttermuseumverein für das Waldenburger Bergland in der Stadt Waldenburg hat sich in seinem fast dreijährigen Bestehen sehr gut entwickelt. Seine Mitgliederzahl ist auf 125 gestiegen. Der Verein besitzt eine eigene Sammlung von Alttermütern, an deren Vervollständigung fleißig gearbeitet wird. Da die bisherigen Räumlichkeiten für diese Sammlung zu eng geworden sind, ist ihr in der alten katholischen Mädchenschule an der Sandstraße ein neues geräumiges Heim überwiesen worden und zwar unentgeltlich. Zur ständigen Förderung der Forschung und Sammlung von Alttermütern zahlt die Stadt dem Verein jährlich 300 Mark Beihilfe. Außer eigenen schönen Schaustücken sind der Sammlung einzelne Gegenstände leihweise überlassen worden. Die Alttermüter sind in drei Räumen untergebracht und zwar so geordnet, daß ein Hinftezimmer, ein Bauern- und ein Bergmannszimmer zu sehen sind mit über 160 zum Teil sehr wertvollen Sachen wie Kleidungs- und Möbelstücken, Urkunden und Schriftstücken, Gefäßen und Geräten, Büchern und Bildern und Waffen. Sie sind zumeist in den Orten des Kreises: Waldenburg, Salzbrunn, Weißstein, Charlottenbrunn, Neuzendorf, Wüstegiersdorf, Steingrund, Rudolfswaldau, Nieder-Hermsdorf usw. gesammelt worden.

Denkmäler

Das Peppelndenkmal in Brieg. Am 9. Mai fand im Brieger Stadtpark in Anwesenheit der Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung die Enthüllung eines Denkmals für den verstorbenen Ersten Bürgermeister Peppel statt. Der Denkstein befindet sich an der Wegekreuzung vor dem Restaurant auf dem schönsten Platze des Parks. Nach einer Rede des Ersten Bürgermeisters Riba, der die Verdienste des Verstorbenen, des Gründers des Stadtwaldchens, feierte, fiel die Hülle. Am Denkstein ist das Reliefbildnis Pepsels angebracht, das Bildhauer Seiffert aus Berlin geschaffen hat.

Am 18. Juni fand in Jauer die Weihe des vom Männer-Turnverein Jauer anlässlich der Feier seines 50 jährigen Bestehens errichteten Zahn-Gedenksteins statt, dessen Abbildung wir unseren Lesern auf Seite 559 vorführen. Das Relief ist eine Arbeit von Victor Seiffert in Berlin. Die Einweihungsfeierlichkeit wurde durch einen von 16 Vereinen gebildeten Festzug eingeleitet. Die Weiherede hielt der Vorsitzende des zweiten Niederschlesischen Turngaues, Professor Dr. Willing. Die Aufstellung des Steines erfolgte in der durch die Hochherzigkeit eines Bürgers der Stadt Jauer, Bruno Fuchs, seiner Vaterstadt gestifteten neuen Parkanlage, deren feierliche Uebnahme seitens der städtischen Behörden am gleichen Tage vor sich ging. Die Errichtung des Denksteins wurde namentlich durch Spenden des vorgenannten Wohltäters, sowie der Inhaber der Firma Kramer & Meyer ermöglicht.

Anlässlich des Hundertjartages der Eröffnung des ersten Deutschen Turnplatzes in der Hasenhaide bei Berlin veranstaltete auch der Turnverein in **Trebnitz**

eine Zahnfeier durch Einweihung einer im Stadtpark gepflanzten Zahnweide und eines vor dieser aufgestellten etwa 60 Zentner schweren Denksteines, der eine von einem Trebnitzer Künstler hergestellte Zahn-Platette mit in Stein gemeißelter Widmung zeigt.

In **Friedeberg a. Queis** erfolgte die feierliche Enthüllung des von dem dortigen Militärverein mit Unterstützung der Bürgerschaft errichteten Denkmals für Kaiser Wilhelm I. Das Standbild, das den Kaiser in Ueberlebensgröße in Generalsuniform zeigt, ist von Professor Görling aus Friedrichshagen-Berlin modelliert und von der Firma Gladenbeck & Co. in Bronze gegossen. Die gesamte Höhe des Denkmals beträgt reichlich sechs Meter. Die Weiherede hielt der Vorsitzende des Löwenberger Kreisriegerverbandes, Rechtsanwalt Wesemann aus Löwenberg. Als Ehrengäste waren erschienen: Regierungspräsident Freiherr von Scherr-Loß aus Liegnitz, Abordnungen der Offizierkorps des Königsregiment-Regiments aus Liegnitz, des 5. Jägerbataillons aus Hirschberg und des 19. Infanterie-Regiments aus Görlitz.

Gedenktafel

In Striegau wurde am Hotel zum „Deutschen Hause“ am 27. Mai über dem Laubeneingange an der Schweidnitzerstraße eine Gedenktafel für den österreichischen Feldmarschalleutnant Franz Grafen Saint Ignon angebracht, der in der Schlacht bei Hohenfriedeberg schwer verwundet wurde und am 19. Juni 1745 in dem Hotel seinen Verletzungen erlag. Die Anbringung der Gedenktafel für den in der hiesigen katholischen Pfarrkirche beigesetzten österreichischen Heerführer geschah auf Anregung des Landgerichtsrats Hoffmann in Breslau, eines geborenen Striegauers.

Wohlfahrt

Die Diakonenanstalt in Krajschnitz. Am 3. Juli ist in Krajschnitz, Kreis Mülltich-Trachenberg, dem bekannten Sitz der größten evangelischen Anstalt der Inneren Mission Schlesiens, das neue Heim der 1. Schlesischen Diakonenanstalt feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden, Brüderhaus und Pensionärhaus für alleinstehende oder pflegebedürftige Herren zu sein.

Die Krajschnitzer Brüderschaft blickt auf eine 31 jährige, sehr bewegte Geschichte zurück. Bereits der Stifter des Deutschen Samariter-Ordensstiftes zu Krajschnitz, Graf Adalbert von der Necke-Bolmerstein, einer der bedeutendsten Wadfinder und Bahnbrecher deutscher evangelischer Liebestätigkeit im 19. Jahrhundert, trug sich mit dem Gedanken, die Pfleger der männlichen Blöden und Epileptischen im „Deutschen Samariter-Ordensstift“ zu Krajschnitz als evangelische Brüderschaft auf fester christlicher Grundlage zu organisieren. Der Graf starb nach einem sehr arbeitsreichen Leben 1878 im Alter von 87 Jahren. Was er angestrebt, brachten seine Kinder zur Ausführung. 1880 entstand die Krajschnitzer Brüderschaft, der später der Name „1. Schlesische Diakonen-Anstalt zu Krajschnitz“ gegeben wurde. 1885, zum 25 jährigen Bestehen des Samariter-Ordensstiftes, wurde das Heim der Brüder, das Brüderhaus durch General-superintendent O. Erdmann eingeweiht. Zweimal schien es, als wollte sich die Brüderschaft auflösen. Ende der 80er Jahre schied der größere Teil aus und trat in andere Brüderhäuser über, 1898 verließ der Brüdervorsteher P. von Gerlach mit der Hälfte der Brüder Krajschnitz und gründete die „Zoar“-Brüderschaft in Rothenburg O.-L. Vikar Storef wurde nun Brüdervorsteher und 1902 als Stiftspastor angestellt. Ihm gelang das sehr schwierige Werk, die Brüderschaft aufs Neue zu sammeln, zu festigen und zu einem nicht bloß lebensfähigen, sondern blühenden Gebilde auszubauen, das zu ihrem Brüdervorsteher in festem Vertrauen steht. Zurzeit gehören der Diakonenanstalt 102 Brüder an, davon über 40 in selbständigen Stellungen als Hausväter, Stadt-



phot. Heinrich Baum in Jauer

Der Zahn-Gedenkstein in Jauer

missionare, Gemeindehelfer usw. 1909 erhielt die Diakonenanstalt ein besonderes Statut und wurde vom Deutschen Samariter-Ordensstift als besondere juristische Persönlichkeit und milde Stiftung abgezwiegt. Nun war es dringendes Bedürfnis, der neuen Stiftung ein eigenes, neuzeitlichen Forderungen entsprechendes Heim zu schaffen. Um die Finanzierung des Baues erwarb sich der Vorsitzende des Verwaltungsrates, General-landschafts-Syndikus Justizrat Grünner in Breslau, die größten Verdienste. Eine Schenkung von 30 000 Mark durch Generalkonsul Ludwig Przedeki zu Breslau ermöglichte es, schon 1910 mit dem Bau zu beginnen. Am Jubelfeste des 50 jährigen Bestehens des Samariter-Ordensstiftes zu Krajschnitz fand die feierliche Grundsteinlegung für das neue Brüderhaus statt. Die ersten Entwürfe zum Bau lieferte das Bauamt Bethel zu Bielefeld. Die Durchführung dieser Entwürfe wäre zu kostspielig gewesen, darum erfolgte nach den Angaben des Verwaltungsrates und vor allem des Brüdervorstehers P. Storef eine Umarbeitung des Planes durch Baumeister Klein in Mülltich, dem auch die Bauausführung übertragen wurde. Der Bau kostet ohne innere Einrichtung rund 120 000 Mark. Er macht von außen einen sehr soliden, gediegenen Eindruck und die innere Einrichtung ist schön und zweckentsprechend. Von den Fenstern hat man schöne Blicke auf den Ort und die Höhen und weiten Wälder, die den Ort umgeben. In der Anstalt finden ältere und pflegebedürftige Herren Aufnahme und sachgemäße Pflege. Das Haus ist seit September 1910 unter Dach. Seit November ist die Zentralwärmwasserheizung im Betrieb, sodaß ein trockenes, gesundes Wohnen vom ersten Tage an gewährleistet ist. Das Heim ist der Neuzeit entsprechend mit Zentralheizung,

Wasserleitung und Bädern versehen. Die Unterbringung erfolgt in Einzelzimmern mit und ohne Loggia, in Zimmern zu zweien oder dreien mit und ohne Balkon. Ein schöner weiter Speisesaal und ein geräumiges Lesezimmer geben Gelegenheit zu geselligem Beisammensein. Ärzte, Apotheke, Eisenbahnstation, Post sind am Ort, Telephon im Hause. Der Pensionspreis beträgt, je nach dem gewünschten Komfort, in erster Klasse 1500 Mark, in zweiter Klasse 1200 Mark, in dritter Klasse 900 Mark für das Jahr.

Am 5. Juli wurde im Beisein des Vertreters des Herrn Regierungspräsidenten, Herrn Ober-Regierungsrats Angerer, der gräflich Redefschs Familie, wie zahlreicher Gäste und Diakonen die Weihe des Hauses durch Herrn Generalsuperintendent D. Nottebohm vollzogen. Dem Bau des Bräuerhauses soll 1911 der Bau des Diakonissen-Mutterhauses folgen. Sch.

Versammlungen

Die 30. Schlesische Lehrerversammlung fand in den Tagen vom 5. bis 8. Juni in Breslau im Konzerthause

zahlreiche unterhaltende Veranstaltungen am Begrüßungsabende und Festkommers, durch das Konzert des Gesangsvereins Breslauer Lehrer, das Kirchenkonzert in der Elisabethkirche und das Bergfest auf dem Zobten, das den würdigen Abschluß der von alter Einigkeit und Treue im schlesischen Lehrerstande zeugenden Versammlung bildete. R. N.

Sport

Der Monat Juni brachte soviel sportliche Ereignisse, daß es des Raumes wegen nur möglich ist, die hauptsächlichsten hervorzuheben. Der Pferderennsport war durch vier Renntage vertreten, die bis auf das Pfingstrennen von schönem Wetter begünstigt und vom Publikum gut besucht waren. Am ersten Renntage brillierte u. a. Freiherr v. Reizenstein auf Maori, der das Prinz Karl von Preußen-Gedächtnisrennen im Endspurt vor dem bis fast zum Ziele führenden Abdul-Hamid gewann. Weiter sind hervorzuheben die Siege von Castle Brilliant im Preis von Tiergarten und von „Rebenlocke“ im Juni-Hürdenrennen. Auch der zweite Renntag, der 10. Juni,



Die Diakonenanstalt in Krasznik

statt. Mit ihr verbunden tagten die Hauptversammlungen des Schlesischen Pestalozzi-Vereins und des Schlesischen Lehrervereins für Naturkunde. Zu diesen Veranstaltungen waren 1600 Teilnehmer erschienen, die größte Zahl, die eine Schlesische Lehrerverammlung bisher verzeichnen konnte. Das Programm war ein recht reichhaltiges. Die Vorstands- und Delegierten-Versammlungen trugen rein geschäftliches Gepräge. Auf der Hauptversammlung wurden zwei gegenwärtig für Schlesien besonders interessante Vorträge gehalten. Lehrer Mit-Gleiwitz sprach über „Die ländliche Fortbildungsschule“ und Lehrer Hylla-Breslau über „Die Arbeitsschule“. In der Sitzung des Schlesischen Lehrervereins für Naturkunde sprach Prof. Vock-Berlin, Mitglied der staatlichen Stelle für Naturdenkmalspflege in Preußen, über „Die Mitwirkung des Lehrers bei der Naturdenkmalspflege“. Von den zahlreichen Nebenversammlungen erfreute sich die der „Vereinigung für Schulpolitik“ des größten Zuspruchs. In dieser sprach General-Sekretär Lews-Berlin über „Schulkämpfe der Gegenwart.“ Einen festlichen Charakter erhielt die Versammlung durch

brachte Ueberraschungen durch Siege der Außenseiter, weniger der folgende Tag, der die Favoriten am Ziel sah. Die Rennen am letzten Sonntage des Monats brachten mehrere Unfälle, wobei die Jockeys Lange und Block nicht unwesentlich verletzt wurden; eines der gestürzten Pferde mußte erschossen werden. Eine hohe Totalisatorquote erzielte Leutnant Freiherr von Steinböden auf „Noontilch“ im Ohlauer Jagdrennen mit 82:10.

Im Monat Juni beginnt die Saison des Rudersports und darin wird Schlesien durch die vorzüglichen Mannschaften des Breslauer Rudervereins „Wratistlawia“ in ganz Deutschland hervorragend und mit viel Erfolg vertreten. Schon auf der Grünauer Kaiserregatta zeichneten sich die Breslauer aus; in dem vornehmsten Rennen, dem Kaiservierer, das der Kaiser auf seiner Yacht selbst begleitet, wurde sie dicht hinter dem Sieger, dem Mainzer Ruderverein, noch im Ziel aufkommend, gutes zweites Boot vor der besten Berliner Konkurrenz und im Vierer ohne Steuermann gewannen sie glänzend den großen Preis von Berlin. Am folgenden Sonntage starteten sie in Dresden und gewannen dort sechs Rennen, darunter

den Verbandsvierer, den Kaiserachter, den Einer und Doppelzweier, alles erstklassige Rennen. Auf der Schlesischen Regatta in Breslau setzten die Bratislawen ihren Siegeszug fort; sie siegten in elf Rennen: Großer Achter, Zweiter Achter, Juniorachter, Verbandsvierer, Kaiserrierer, Vierer der Stadt Breslau, Zweiter Vierer, Einer, Oderpokaleiner, Erster und Zweiter Doppelzweier. Am erfreulichsten war der Sieg im Zweiten Achter über die gute Konkurrenz des Akademischen Rudervereins zu Berlin, der in der Hauptsache von der zweiten und dritten Mannschaft der Bratislawen erfochten wurde. Auch noch ein anderer Breslauer Ruderverein, die Rudergesellschaft Breslau, die sich ebenfalls bereits in Berlin und Dresden gut geschlagen und in Dresden im Junioreiner gesiegt hatte, zeichnete sich in Breslau aus, indem sie den Junioreiner und den Zweiten Juniorvierer gewann. Nur vier Rennen der Schlesischen Ruderregatta fielen so nach auswärts, zwei nach Berlin und zwei nach Posen, und diese letzteren waren für die Breslauer Ruderer nicht offen. Die Schlesische Regatta schloß also mit einem glänzenden Resultat für die schlesischen Ruderer.

Auch im Schwimmsport bewährten sich die Vertreter Schlesiens. In Weißensee bei Berlin siegten am 11. Juni die Schwimmer des Schwimmklubs Borussia Breslau in nicht weniger als fünf Rennen, und einer der hervorragendsten Schwimmer Breslaus, Kunisch vom Schwimmklub „Silesia“, siegte am selben Tage in Budapest. In Dresden erfochten die Breslauer am 18. Juni weiter große Erfolge; so gewannen sie als Vertreter Deutschlands den Länderwettkampf Ungarn - Deutschland. In Breslau ging Kunisch vom Schwimmklub „Silesia“ als gefürchteter Konkurrent in der Meisterschaft von Schlesien allein über die Bahn.

Eigenartige Konkurrenzen bot während der Breslauer Festwoche der Automobilsport. An den schönen Automobilblumenkorso schlossen sich die Gymnastspiele, die an die Geschicklichkeit der Lenker der Autos und ihrer Begleiterinnen große Anforderungen stellten. Im Korso erhielten die Preise Albert Sackur (Breslau), Eifert (Glogau), Jaensch (Breslau), in den Gymnastspielen Arthur Hielscher (Breslau), Max Sprung (Breslau), Eifert (Glogau), Fuchs (Kapsdorf Kr. Trebnitz) und Paul Scholz (Breslau). Die Kriegsgemäße Automobilübungsfahrt stellte an die Ansicht der Fahrer und an die Wagen selbst große Anforderungen. Die Idee war die, daß Schlesien von Nordosten und Süden vom Feinde bedroht und zum Teil besetzt sei, und daß dessen Stellungen durch die Autofahrer auszutundschaften seien. Die besten Lösungen brachten R. E. Klemm (Breslau), Julius Steinkopf (Breslau), Fabrikbesitzer Rosenthal (Schweidnitz), Albert Bial (Breslau), Alfred Jaensch (Breslau), Erich Schrebe (Grottkau).

Der Radsport hatte im Juni die mannigfachsten Konkurrenzen zu verzeichnen. In dem Radrennen „Rund

um Breslau“ siegte Richard Schenkel aus Leipzig in 7 Std. 18 Min. 24 Sek., Zweiter wurde Siegfried Doerschlag (Breslau), eine Länge zurück, Dritter Ernst Franz-Fischer (Neustadt) eine halbe Länge zurück. Die Fernfahrt Berlin-Breslau gewann Paul Suter (Zürich) in 12 Std. 42 Min. 11 Sek., Zweiter wurde Meck (Düsseldorf) in 12 Std. 58 Min. 36 Sek., Dritter Marr (Berlin) eine Länge zurück. Die Achterkunststreifenkonkurrenz der Breslauer Festwoche gewann der Radfahrerverein „Zugvogel“ (Ludenwalde), Zweiter wurde Radfahrerverein „Weiß“ (Iwersgehöfen), Dritter Radfahrerverein „Adler“ (Breslau). Das Radballspiel sicherte sich im Entscheidungskampf Radklub „Stern“ (Stettin) mit 8 : 6 gegen Radklub „Groß-Lichterfelde.“ Den Preis der Festwoche im Dauerfahren errang Thomas (Breslau) mit großem Vorsprung.



phot. Erwin Rad in Glogau
Wasserfeuerwerk bei Glogau

Breslau Naturwissenschaften und machte im Jahre 1865 in Breslau den philosophischen Doktor. Als Reserveoffizier des 6. Husarenregiments machte er die Kriege gegen Oesterreich und Frankreich mit. Im Herbst 1866 übernahm er das väterliche Gut Schlogwitz und wurde 1872 zum Landrat seines heimatlichen Kreises Neustadt ernannt. 1886 trat er als Hilfsarbeiter bei der Ansiedlungskommission in Posen ein und wurde im folgenden Jahre zum Geh. Regierungsrat und 1891 zum Präsidenten der Ansiedlungskommission ernannt. Am 1. April 1905 trat er aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand und siedelte nach Berlin über. In seiner letzten Amtsstellung hat Dr. von Wittenburg mit weitsehendem Blick eine neue Kolonisationstechnik geschaffen, deren segensreicher Erfolg erst jetzt zutage tritt. Durch Studien im Auslande und durch wertvolle Erfahrungen bereichert, erkannte er neben der politischen auch die sozialpolitische Bedeutung der Ansiedlungskommission in der Bindung des einzelnen an die Scholle, der Gründung fester Gemeinden und deren Stärkung durch das

Der Fußballsport hatte mehrere Kämpfe gegen auswärtige Mannschaften zu bestehen. Gegen Wien holten sich die Breslauer mit 0 : 6 eine schwere Niederlage, dagegen siegten sie über Berlin mit 1 : 0; der Marinesportverein Wilhelmshafen triumphierte wiederum über Breslau. Den Festwochenpokal Klasse A holte sich der Breslauer Fußballklub „Germania“. Eine glatte Niederlage erlitt im Hockeyspiel der Verein für Rasenspiele gegen den Berliner Hockeyklub.

Am dem neunten Breslauer Lawnentennisturnier zeichnete sich besonders Viluhki (Breslau) aus, der u. a. die Meisterschaft von Breslau gewann. Ha.

Personliches

Der frühere Präsident der Königl. Ansiedlungskommissionen in Posen, **Dr. von Wittenburg**, ist in Berlin - Grunewald im 69. Lebensjahre gestorben. Am 17. Juni 1842 in Schlogwitz (Oberschlesien) geboren, absolvierte Rudolf von Wittenburg bis 1859 das Friedrichs-Gymnasium zu Breslau, studierte dann in Heidelberg,

Genossenschaftswesen, das er für seine Ansiedler glänzend organisierte.

Am 16. Juni starb in Berlin der Generalmajor z. D. **Paul von Rohrscheidt**. Am 10. Mai 1850 in Striegau geboren, wo sein Vater Landrat war, besuchte er das Gymnasium in Schweidnitz und das Magdalenenäum in Breslau und trat am 22. März 1869 in das damals in Breslau garnisonierende Elisabeth-Regiment ein, in dessen Reihen er, seit dem 16. September 1870 als Leutnant, an den Schlachten bei St. Privat, Beaumont und Sedan sowie an den Kämpfen um Le Bourget teilnahm. 1876 bis 1879 war er zur Kriegsakademie kommandiert, wurde 1878 Oberleutnant, war 1881/82 zum Großen Generalstabe kommandiert und wurde 1883 Adjutant der 2. Garde-Infanterie-Brigade. In dieser Stellung rückte er 1884 zum Hauptmann auf, wurde am 14. Februar 1885 als Kompagniechef in das Alexander-Regiment versetzt und am 2. September 1882 mit dem Charakter als Major dem Regiment aggregiert. Am 14. September 1893 wurde er mit einem Patent vom 27. Januar 1893 als Bataillonskommandeur in das Augusta-Regiment und am 22. Mai 1899 zum Stabe des Grenadier-Regiments Nr. 10 in Schweidnitz versetzt, wo er am 15. Juni 1899 zum Oberstleutnant befördert wurde. Am 18. Mai 1901 mit der Führung des Grenadier-Regiments Nr. 11 in Breslau beauftragt, wurde er am 18. August desselben Jahres Oberst und Kommandeur der „Elfer“, am 22. April 1905 mit der Führung der 83. Infanterie-Brigade in Erfurt beauftragt, am 18. August 1905 zum Generalmajor und Kommandeur dieser Brigade ernannt und am 14. April 1907 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt.

Am 24. Juni verschied der Breslauer Stadtrat **Ernst Schag**. Er gehörte dem Magistratskollegium seit ungefähr zehn Jahren als unbeförderter Stadtrat an. Er war u. a. Vorsitzender des Baronischen Vegetarischen Kinderhauses; ferner war er in verschiedenen Stiftungen, auch als Mitglied der Gartendeputation und der Armendirektion tätig.

Von der medizinischen Fakultät in Würzburg ist der aus einer silbernen Medaille und 1000 Mark bestehende Franz von Krieger-Preis dem Professor der Kinderheilkunde an der Universität Breslau, **Dr. Clemens Freiherrn von Pirquet**, für seine Arbeiten zur Diagnose der Tuberkulose zuerkannt worden. Durch die theoretisch-wissenschaftlichen Arbeiten Dr. von Pirquets, die zur Ausbildung der sogenannten Cutan-Diagnostik verfeinerter Tuberkulose geführt haben, hat die praktische Medizin eine sehr wichtige diagnostische Bereicherung erfahren. Das Wesen der Methode besteht darin, daß in eine leichte, oberflächliche Wunde der Haut eine verdünnte Tuberkulinlösung eingeführt wird, worauf, falls Tuberkulose im Körper ist, eine spezifische Infiltration der Impfwunde eintritt, die beim Gesunden ausbleibt.

Kleine Chronik

Juni

6. Der 131 von Dittersbach abgehende Personenzug entgleist nahe der Melchiorgrube. Der Materialschaden ist bedeutend.

10. In Breslau tagt die 52. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure.

11. Das Waldenburger Bergland wird von einem starken Frost, der eine erhebliche Reifbildung im Gefolge hat, heimgesucht. Vielfach erfrieren die Saaten.

12. Im Grand Hotel in Bad Salzbrunn findet die 39. Konferenz der Vorstände der preußischen Landwirtschaftskammern statt.

17. Auf der Eßargrube in Reichendorf bei Waldenburg werden 6 Bergleute durch Gesteinsmassen verschüttet.

18. In Görlitz beginnt das 17. schlesische Musikfest.

18. In Breslau nimmt die 3. Festwoche ihren Anfang.

21. In Zaborze erfolgt die feierliche Uebergabe des Königin Luise-Gymnasiums an den Staat.

21. Ein mit Jute und Reis beladener Kahn gerät in der Nähe der Ohlauer Oderbrücke durch Selbstentzündung in Brand und brennt völlig aus.

24. Bei Penzig entsteht infolge Funkenauswurfs auf offener Strecke ein gewaltiges Schadenfeuer, das große Mengen von Eisenbahnmaterial vernichtet.

29. Der Sommerfelder Personenzug fährt in Sagan zwei Personenwagen in die Flanke und stürzt sie um; eine bedeutende Verkehrsstörung ist die Folge.

29. Auf dem Richthofenschachte bei Schoppinitz werden 9 Zimmerleute infolge Durchbruchs von Grubengasen betäubt, zwei von ihnen werden getötet.

Die Toten

Juni

2. Herr Zollinspektor Hans Schubert, 53 J., Breslau.

3. Herr Apotheker und Stadtverordneter Hermann Veitert, 49 J., Münsterberg.

4. Wilhelmine Trübschler v. Falkenstein, 63 J., Jannowitz.

5. Herr Rittergutsbesitzer und Landesältester Paul Storch, 51 J., Nieder-Bielau.

Herr Hauptmann und Strafanstaltsdirektor a. D. Ernst v. Glisczynski, Liegnitz.

7. Stiftsdame Frä. Hedwig v. Sierakowski, 86 J., Schmiedeberg.

8. Frau Therese v. Stoeffer, 75 J., Liegnitz.

11. Herr Generalleutnant z. D. Friedrich Hoffmann-Scholz, 69 J., Schadowalbe bei Marklissa.

12. Herr Schwimmanstaltsbesitzer Theodor Steikowsky, 60 J., Breslau.

18. Herr Kaufmann und Stadtverordneter Albert Woywode, 67 J., Breslau.

Herr Kaufmann und Handelsrichter Siegmund Sachs, 64 J., Breslau.

Herr Justizrat B. Ledermann, Hirschberg.

19. Herr Oberstrombaudirektor, Oberbaurat Friedrich Hamel, 66 J., Breslau.

21. Herr Proviantamtsdirektor a. D. Ferdinand Buzello, 75 J., Breslau.

Herr Referendar Wilhelm Gerike, 26 J., Baumgarten.

Herr Leutnant Jwo v. Freden, Priebus.

22. Herr Kreisbaumeister Richard Ryschka, 74 J., Breslau.

23. Herr Leutnant a. D. Bernhard Langhoff, 68 J. Goldschmieden.

24. Herr Stadtrat Ernst Schag, 56 J., Breslau.

Herr Fabrikdirektor und Stadtrat Huppert, 75 J., Sagan.

25. Herr Hofbuchdruckereibesitzer Carl Koepfel, 67 J., Sagan.

27. Herr Kaufmann und Stadtrat Reinhold Brendel, 67 J., Reichenbach.

28. Herr Kaufmann Albert Hahn, Besitzer des Thaliatheaters, 54 J., Breslau.

Juli

1. Herr Rektor em. Friedrich Scholz, 67 J., Breslau.

4. Adolf Graf Jedlik und Trübschler, Nieder-Pomisdorf.

Herr Rittergutspächter Ernst Kunik, 72 J., Winzendorf bei Lauban.

Nachtrag

Die in Hest 17 veröffentlichte Abbildung der höchsten Kanzel Schlesiens stammt von Herrn Lithograph Vohfeld in Neusalz.



Der Väter Scholle

Roman von Paul H o c h e

(9. Fortsetzung)

Der Tod der Mutter war ihm freilich sehr nahe gegangen; er hätte ihren Heimgang schmerzlich empfunden, auch wenn sie im Glücke gestorben und ihn im Glücke zurückgelassen hätte. Sie hatte ihn, sie hatte seinen Hof ja so sehr geliebt. Und als er bei seinem Weibe kein Verständnis fand für das, was ihm tagtäglich das Herz bewegte, und von dem er seiner Natur nach zu jemandem sprechen mußte, da war ja Frau Barbara die einzige Person gewesen, die mit ihm fühlte und lebte. In ihr war eine seines Geschlechts dahingegangen, die auch unlöslich mit den Geschicken seines Hofes verbunden gewesen war, die das Band zwischen ihm selber und seinem Lande so unlöslich fest geknüpft hatte. Mutter und Sohn waren zwei Wesensgleiche gewesen, geworden.

Aber die alles heilende Zeit hätte doch den tiefen Schmerz des plötzlichen Verlustes nach und nach gemildert, wenn nur nicht jene andere Last sich wie ein ungeheurer, drückender Alb auf seine Brust gelegt hätte, wenn seine Frau anderen Sinnes geworden wäre.

Aber von ihr war wohl nichts mehr zu hoffen. Vor wenigen Tagen erst hatte wieder eine Auseinandersetzung zwischen ihnen beiden stattgefunden. Sie hatte ihm noch einmal erklärt, daß sie sich hier niemals glücklich fühlen werde, daß sie das ganze Leben auf dem Hofe anwidere und sie zu Tode langweile, und daß er jetzt ja auch keine Rücksichten mehr auf seine Mutter zu nehmen habe. Es koste ihn nur einen Federstrich an den Vermittler in der Stadt und er sei sein Gut für ein schönes Geld los.

Richard hatte ihr an jenem Tage nicht viel erwidert. Neues konnte er ihr ja auch nicht sagen. Er hätte ihr höchstens wiederholen können, daß er seinen Hof über alles liebe, daß er es nie aushalten würde, in einem Mietshause in der engen Stadt zu leben. Aber er fühlte wohl, daß sie ja auch das Recht hatte, ihre Heimat so zu lieben wie er die seine, daß sie darum tief unglücklich sein mußte, fortwährend in Verhältnissen zu leben, denen sie auch nicht den mindesten Reiz abgewann, aus denen ihr niemals eine Erlösung winkte.

Nein, er konnte sie nicht einmal schelten; sie folgte ja nur ihrer Natur, so wie er der seinen treu blieb. Kann man denn einem

Baume Vorwürfe machen, wenn seine Wurzeln nicht dort ins Erdreich dringen, wo sie nun einmal nicht die passende Nahrung finden?

Und doch, ein leises Gefühl der Bitterkeit wallte jetzt das erstemal in Richards Brust auf; aber es verschwand schon wieder nach einigen Augenblicken. Er liebte sie ja so sehr, und gerade jetzt fühlte er es am meisten.

Wenn er wirklich nur die Wahl hatte zwischen ihr und dem Hofe, und wenn sie ihn so geliebt hätte, wie er es sich ersehnte, dann, ja dann wäre er ihr wohl gefolgt, wohin sie immer wollte. Etwas Hohes, Unwiederbringliches hätte er dann wohl dahin gegeben, aber der Preis wäre auch kein Linsengericht gewesen. Vielleicht hätte der Besitz des neuen Glückes den Verlust des alten verschmerzen lassen.

Es waren schlimme Tage, die für Richard kamen und gingen. Beate war noch viel abweisender gegen ihn geworden als ehemals. Deutlich genug gab sie ihm zu verstehen, daß sie nicht, auch gar nicht gewillt war, so gut, als es hätte gehen können, sich in ihre widerwärtige Lage zu finden. Es schien ihm, als wolle sie es auf eine Kraftprobe ankommen lassen, um zu ihrem Ziele zu gelangen.

Wenn das so weiterging, war es dann nicht ein unerträgliches Leben, das vor ihm lag? Was nützte ihm dann der schöne Hof, wenn doch das Unglück in sein Herz eingezogen war und es nimmer verließ?

Und Beate änderte ihr Wesen wirklich nicht. Schweigsam lebten sie beide nebeneinander hin. Manchmal war es zwar Richard zumute, als müsse er sein Weib in die Arme schließen und sie durch die Macht seiner feurigen Liebe zwingen, ihr einen neuen Geist einflößen; dann aber kam ihm gleich wieder zum Bewußtsein, daß das ein ganz vergebliches Beginnen wäre; sein Einfluß war diesem Weibe gegenüber jedenfalls zu schwach; ihr gegenüber war er ohnmächtig.

Und doch loderte die verhaltene Liebesglut in seiner Brust immer wieder von neuem auf; sie ließ sich nicht niederzwingen. Aber sie fand keine Nahrung. Und Beate erschien ihm jetzt nur noch schöner als früher. Welche Seligkeit wäre es gewesen, hätte er wirklich von diesem Weibe sagen können: „Sie ist mein, ganz mein!“

Wie freundlich war sie doch zu ihm gewesen, als er sie das erstemal gesehen und gesprochen hatte! Oder hatte er sie damals in seiner leidenschaftlichen Liebe schon falsch beurteilt? Vielleicht war sie früher eine ganz andere als jetzt, vielleicht wurde sie in Wirklichkeit erst sein eigen, wenn sie erst wieder aus diesem ihr verhassten Orte hinweg war?

Ob es darum vielleicht nicht doch das Beste war, wenn er ihrem Wunsche willfahrte, wenn er das Opfer selbst darbrachte, das er bisher von ihr verlangt hatte?

Richard war in später Abendstunde noch allein in seinem Zimmer, während Beate schon schlief. Draußen piff der Wintersturm ums Haus und knickte und knackte dann und wann die dünnen Reiser von den Bäumen oder drückte schwere Tropfen klatschend gegen die Fensterscheiben.

Das waren jaust die Abende, die Richard liebte. Da saß sich noch einmal so behaglich drinnen im warmen Stübchen, wo die dünnen Buchenscheite im altertümlichen Kamin so traulich und lustig flackerten und die große Lampe ihren hellen freundlichen Schimmer verbreitete.

Dieses sein besonderes Stübchen hatte er nach seiner Verheiratung nicht mit modernen Möbeln ausstatten lassen wie die anderen Zimmer. Selbst auf die Gefahr hin, von Beate ein altmodischer Raum genannt zu werden, sollte er bleiben, wie er gewesen war. Nur einige von den übrig gebliebenen Möbeln der anderen Zimmer hatte sich Richard noch in sein Zimmer stellen lassen, Stücke, die seiner Erinnerung teuer waren, und die er nicht treulos der Kumpelkammer hatte überweisen wollen.

Hier saß er nun in dem Lehnstuhl, den sein Vater schon immer innegehabt hatte, als er, sein Sohn, noch in die Dorfschule ging und als er von dem Vater die hohe Kunst erfuhr, die langen Zahlenreihen in dem großen, ehrwürdigen Wirtschaftsbuche zu addieren und das Ergebnis unter dem Strich mit dem Bleistift notieren zu dürfen, auch als ihn der Vater mit freundlichen Worten in die Geheimnisse der Ackerenteilung und der verschiedenen Fruchtfolge einführte. Hier stand derselbe alte, solide Eichenschreibtisch vor ihm, den der Vater schon vom Großvater mit überkommen hatte. Ihm rechts zur Seite dehnte sich der breite Bücherschrank mit Büchern aus alten und neuen Tagen und einer Chronik seines Hofes, die ein Ahn begonnen und die seine Väter pflichtgetreu weitergeführt hatten. Um den Schrank fertigen zu lassen, hatte der Vater damals eine

Buche in dem nahen Wäldchen fällen lassen; gesund war das Holz und fest zusammengefügt. So mochte er noch manchem feinen Enkel in der Feierstunde dienen. An der Wand hingen ein paar starke Geweihe von Hirschen. Der Vater hatte die stattlichen Tiere im Buchenwäldchen selbst geschossen. Weil er ein großer Nimrod gewesen, hatte er sein Gut um fünfzig Morgen vergrößert, um darauf die Jagdgerechtigkeit ausüben zu können.

Hier in diesem Stübchen fühlte sich Richard ebenso heimisch am Abend wie am Tage draußen auf seinen Aekern. Hier spürte er sich mehr als sonst irgendwo umschwebt von den freundlichen Geistern seiner Väter.

Er hatte es sich immer besonders schön gedacht, die Winterabende, wenn er nicht Beatens Spiel drüben in ihrem Zimmerchen hörte, mit seinem Weibe hier zu verleben. Hier konnte sein Weib hineinwachsen in die Art, in den Geist seines Geschlechtes, hier sollte sie zarte Wurzeln schlagen in seinem Reiche, hier sollte sie bodenständig werden in ihrer Liebe für ihn und seinen Hof.

Leider hatte Beate von Anfang an eine Abneigung für diesen seinen Lieblingsraum gezeigt. Nur selten und stets nur auf seine besondere Bitte hatte sie einen Abend hier bei ihm zugebracht. Wollte er am Abend mit ihr zusammen sein, dann mußte er in ihr kleines Boudoir gehen, das ja auch recht geschmackvoll eingerichtet war, das aber seinem Stübchen an Behaglichkeit doch bei weitem nicht gleich kam.

Hier in diesem Räume, wo er wieder ganz dem Zauber seiner Umgebung anheimgegeben war, zu dieser Stunde, wo mehr denn je die Geister der Vergangenheit über seine Seele eine unwiderstehliche, geheimnisvolle Macht gewannen, wurde der Entschluß wieder wankend, den er in den Stunden des Tages gefaßt hatte.

Schon hatte er sich an diesem Nachmittag mit dem Gedanken völlig vertraut gemacht, Beatens Wunsch zu erfüllen und seinen Hof zu veräußern. Sie würde dieses große Opfer seiner Liebe erkennen, es mußte ihr Herz, wenn es nicht von Stein war, rühren, er mußte sie dadurch gewinnen.

Schon hatte er an die Wege gedacht, wie er seinen Hof veräußern wollte. Erst würde er ihn seinem Schwager anbieten, und wenn der sich ablehnend verhielt, dann wollte er den Güterschlächter Schenk aus dem Städtchen kommen lassen; mit dem würde er schon handelseins werden.

Und doch, das waren die schwersten Stunden seines Lebens gewesen! Immer wieder

waren sie vor seine Seele getreten, die tausend Bilder seiner Heimat, seiner glücklichen Vergangenheit. Er hatte sie, die sich wie Mahner immer wieder vordrängten, gewaltsam beiseite stoßen müssen, hatte sich neuen, fremden Einbildungen hingegeben, die er doch nicht festhalten konnte, die ihm flüchtig immer wieder von dannen eilten, Glücksbilder, die er sich erst zurecht zwingen mußte, zu denen seine Seele kein Zutrauen hatte.

So weit war es mit ihm gekommen! Er warf das Heiligste weg, was sein Herz befehlen hatte! Ein Weib, das er nicht lassen konnte, brachte ihn zum Verrat an seinem Glück. Es war ihm gegangen wie Simson, der der Frau, die ihn nicht liebte, sein Heiligtum vor die Füße geworfen hatte, weil sie ihn tagtäglich geplagt, weil sie seine Seele matt gemacht hatte.

„Philister über Dir!“ hatte Delila zum drittenmal zu Simson gerufen. Da war seine Kraft von ihm gewichen. Die Versucherin hatte gesiegt.

Auch seine Seele war, wie die Simsons, matt geworden.

Da hatte er das erstmal allen Ernstes daran gedacht, seinen Hof zu verkaufen und versucht, seine große Liebe zu seinem mütterlichen Lande niederzuzwingen.

Jetzt, als er wieder allein in seinem Stübchen saß, spürte er aber, daß er dies nicht übers Herz bringen würde. Er hatte sich etwas zu Schweres zugemutet. Er ließ ihn nicht los, sein Hof, jetzt nicht und niemals.

Und zum zweitenmal wurde das Gefühl der Bitterkeit gegen sein Weib in ihm wach. Warum plagte sie ihn so unablässig, weshalb war sie so grausam gegen ihn?

Wenn es ihr hier nicht gefiel, wenn sie sich durchaus nicht an das Landleben gewöhnen konnte, dann hätte sie ihn überhaupt nicht heiraten sollen. Sie hatte damals ja genau gewußt, daß sie die Stadt mit dem Lande vertauschen mußte.

So sehr damals auch sein Sinnen nach ihr stand, er hätte sie doch aufgegeben, hätte sie ihn schon damals vor die Wahl gestellt.

Und dann, ihm war es ja nicht nur um das Landleben zu tun, sondern um seinen Hof, um das Erbe seiner Väter. Konnte ihm Beate irgend etwas aus der Stadt, aus ihrer Vergangenheit gegenüberstellen, das ein gleiches Anrecht auf sie hatte wie sein Hof auf ihn? Nein, sicher nicht.

Und wäre er wirklich mit ihr in der Stadt glücklich geworden? Wäre sie ihm gegenüber eine andere geworden, als sie es bisher war? Auch diese Frage konnte er sich nicht mit Sicherheit bejahen, im Gegenteil, die

Befürchtung war eher am Platze, daß sie auch dann seinem Herzen nicht näher treten würde als bisher. Sie spürte eben kein Bedürfnis, jemandem etwas zu sein, ebenso wie sie sich von eines anderen Liebe durchaus nicht beglückt fühlte. So war sie ihrem Wesen nach jetzt, so würde sie auch später sein; mit diesem ihrem Charakter hatte der Ort, an dem sie lebte, so gut wie nichts zu schaffen. Ein Wunder mußte geschehen, wenn diese Frau ungewandelt werden sollte.

Hestig wogten die Gedanken in Richards Brust auf und nieder. Draußen hatte sich der Sturm noch gesteigert; schwere Tropfen schlugen an die Scheiben. Am liebsten wäre Richard hinausgeeilt in die dunkle, laute Nacht, um im Tosen der Elemente Ruhe zu finden für sein zermartertes Gemüt.

Er trat ans Fenster und drückte die heiße Stirn an die kühlen Scheiben. Drüben in Beate's Zimmer war es schon dunkel; sie schlief vielleicht schon und ahnte nichts davon, welch schweren Kampf er in diesen Tagen ausgefochten hatte, und daß die jetzige Stunde die endgültige Entscheidung über sein und über ihr Geschick gebracht hatte.

Denn als er sich nun wieder in seinen Stuhl niederließ, da war sein Entschluß gefaßt, fest und unwandelbar sollte er bleiben. Er gab nicht nach, nie und nimmer! Hatte sie ihm das Glück nicht gebracht, das er von ihr erhofft hatte und das sie ihm hätte bereiten können, so sollte sie ihm doch auch das alte Glück, das seine Heimat für ihn bedeutete, nicht rauben. Ein für allemal wollte er nun über diesen Punkt mit sich selber im Reinen sein. Jetzt wußte er wenigstens, was er von der Zukunft zu erwarten hatte, jetzt brauchte er sich vor neuen Täuschungen nicht zu fürchten. Auch Beate sollte dies bei der nächsten Gelegenheit zu hören bekommen; dann wußte sie sich wenigstens zu richten, und dann unterließ sie es vielleicht auch, immer wieder auf dieses Thema zurückzukommen.

Anwillkürlich atmete Richard wie erleichtert auf. Wie eine Erlösung fühlte er es, daß seine Brust nun frei war von den entsetzlichen Qualen der Ungewißheit.

Und ganz allein war er mit sich zu Ende gekommen. Anfänglich und noch am Nachmittage hatte er sich vorgenommen, morgen nach dem Fuchslande hinüberzufahren und seiner Schwester und dem Schwager sein zweifelvolles Herz auszuschütten. Was er seiner Mutter nicht mehr sagen konnte, sollten sie hören, um ihm dann ratend zu helfen. Jetzt war auch das nicht mehr notwendig; er brauchte sich niemand zu entdecken,

in seiner Brust lag der ganze Kampf der letzten Zeit fest verschlossen.

Und sein Hof! Jetzt war er wieder sein, dieses teure, gefährdete Kleinod; mehr wie je fühlte er nun, wie ihn der Besitz dieses schon verloren gewählten und nun wiedergewonnenen Schatzes beseligte. Ja, er wollte ihn treu hüten; sie sollten zufrieden mit ihm sein, er, der Hof, und die Geister seiner Ahnen.

War es nicht, als ob sie ihn jetzt leise umschwebten, als ob sie gerade in diesem Zimmer wohnten, wo sie mehr als in jedem andern Raume des weiten Hauses ihre Freistatt suchten und fanden? Richard ahnte ihre Nähe, und es wurde ihm glücklich und heimisch zu Sinn, als er ihre Sprache zu vernehmen glaubte.

Und gar klar konnte sich sein Gefühl ihr leises Raunen deuten: wie sie ihm dankten, daß er sie nicht vertrieben hatte aus dem alten Heim, wie sie sich freuten der Treue, die er seinem, ihrem Hofe hielt, wie sie ihm endlich ihren Segen versprochen für diese seine Treue.

Nun schienen sie wieder verschwunden zu sein! Richard erwachte aus seinem traumähnlichen Sinnen. Der Wind hatte einen Ziegel vom Dache gerissen, der nun mit schlürfendem Rollen herunterfiel. Dieses Geräusch brachte Richard wieder völlig zur Besinnung. Es war ja schon späte Nachtstunde! Noch einen Blick tat er hinaus in die dunkle Nacht; dann schloß er seinen Schreibtisch ab und schritt seinem Lager zu.

VII.

Die Tochter der Magd

Der Winter war längst ins Land gegangen, und auch der Sommer ging schon wieder zur Rüste. Die Schwalben, die in den Ställen des Idahofes nisteten, hatten schon längst gebrütet; die junge Brut war schon erwachsen. Jetzt saßen sie draußen auf dem Telegraphendraht am Wegesrand, um mit andern zusammen Schule zu halten und dann gemeinsam die erste Reise über Berg und Meer zu wagen.

Nun kamen sie wieder heran, die holden Herbsttage, an denen die Luft so klar war und die Sonne manchmal noch so glutvoll schien, als wolle sie die Menschen schon im voraus entschädigen für den folgenden Winter mit seiner Kälte und seinem Dunkel.

Greifbar nahe stieg der Regel des Zobten aus dem flachen Lande in die Himmelsluft, nur dann und wann von kleinen, leichten Silberwölkchen umschwebt. Ja, sogar die Umrisse des Kreuzberges hoben sich deutlich von dem Dunkel des Hauptberges ab, und wer sich guter Augen rühmte, glaubte sogar das schlanke Kreuz auf der Spitze dieses

vergelagerten Hügels zu erkennen. Und wer seine Blicke in die Ferne nach Westen richtete, sah am Horizont die im helleren Blau erscheinenden Berge der Sudeten, vor allen die abgerundete Spitze der Schneekoppe.

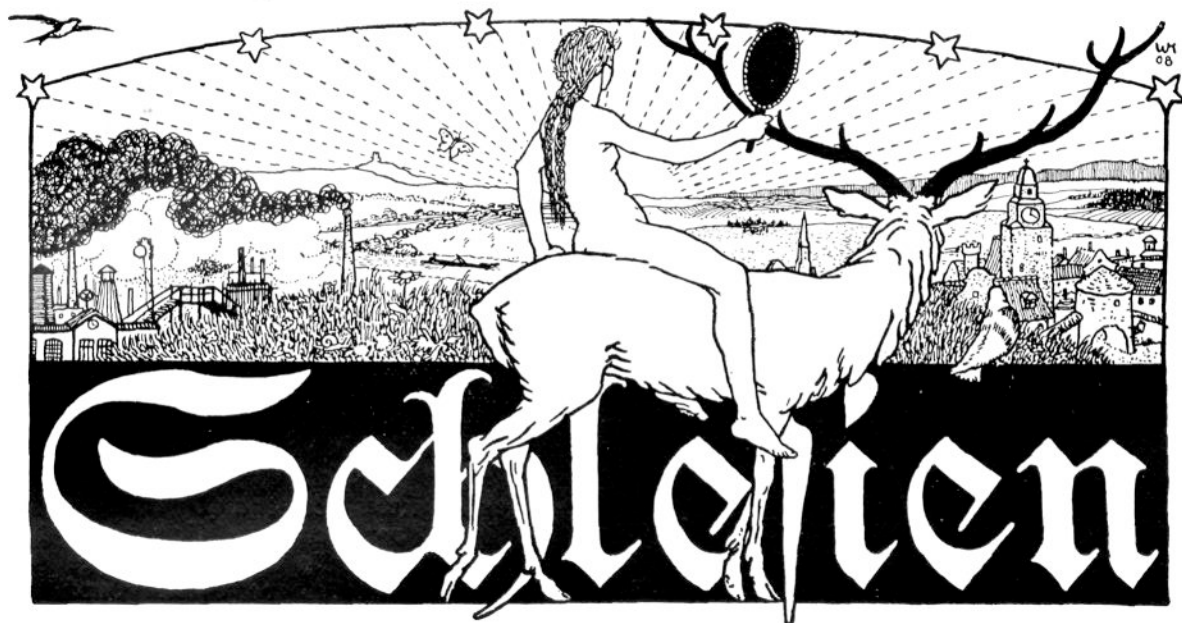
Beate saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, an einem dieser warmen Tage im Garten. Dort war in früherer Zeit ein kleiner Hügel aufgeworfen worden, der von mächtigen, uralten Buchen umstanden wurde. Er war hoch genug, um nach allen Richtungen, besonders aber nach Westen hin, eine ungehinderte Fernsicht zu gewähren.

„Beatenruh“ hatte Richard diesen Hügel gekauft, als er den ersten Sonntag nachmittags mit seinem jungen Weibe dort gegessen hatte. Hier hätte er in der warmen Jahreszeit am liebsten jeden freien Nachmittag mit Beate zusammen verlebt, so wie an den Winterabenden sein Stübchen ihr gemeinsamer Plauderort hatte werden sollen. Von hier aus überblickte man fast die ganze Feldflur, die zum Idahof gehörte, bis hin an des Schwagers Fuchsland, bis nahe an das Musikantendorf auf der entgegengesetzten Seite. Von hier aus schweifte der Blick über das weite, fruchtbare Land mit seinen grünen Wiesen und fruchtgesegneten Getreidefeldern bis an den nahen Gipfel des Zobten mit seinem Kirchlein auf der Spitze und an die fernen Bergketten des Eulen- und Hochwaldgebirges. Hier trank die Brust die reine, unverfälschte Gottesluft, hier erquickte sich die Seele an den tausend Wundern und Schönheiten der Natur.

Und doch war dieser anmutige Ruheplatz nur wenig besucht worden. Im letzten Sommer war Beate überhaupt nicht hinauf gekommen. Sie liebte ja solche Naturplätze überhaupt nicht. In ihrem nach ihrem persönlichen Geschmack eingerichteten Zimmer gefiel es ihr weit besser als an einem solchen Orte im Freien. Dort draußen wurde sie ja nur fortwährend daran erinnert, daß sie auf dem verhassten Lande lebte; in ihren Zimmern konnte sie sich über dieses Bewußtsein noch eher hinwegtäuschen.

Ja, jetzt war wohl alle Aussicht verflogen, ihren Wunsch noch einmal verwirklicht zu sehen. Als sie im vorigen Winter wieder einmal den Gedanken gegen Richard erwähnt hatte, hatte er ihr erklärt, daß er ohne Not seinen Hof nie und nimmer veräußern werde, und es daher völlig nutzlos sei, das Gespräch immer wieder auf den Gutsverkauf zu bringen. Damals hatte sie erkannt, daß es ihm voller Ernst um seine Worte sei, daß sie daher am besten alle Hoffnung auf Erfüllung ihres Planes für immer aufgebe.

(Fortsetzung folgt)



Land und Leute in Oberschlesien

Von E. Grabowski in Oppeln

Was über schlesische Volkstrachten im allgemeinen zu sagen ist, hat Dr. Erwin Hynke in Breslau in seinem Aufsatz „Schlesische Volkstrachten“ (Schlesien, 3. Jahrg. S. 193 ff.) kurz und sachlich dargestellt. In Oberschlesien lassen sich seine Ausführungen über die Entwicklung der Volkstracht aus der städtischen leicht nachweisen. Hier, wo die Kultur in voller Aufwärtsbewegung ist, kann der Einfluß städtischer Bildung auf Tracht und Sitte des Volkes bequem studiert werden. Das trifft besonders in der Hüttengegend zu, in der ein still dahinlebendes, zähe am Alten hängendes Volk durch die Umwälzungen, welche die Industrie hervorgebracht hat, jäh aus seiner Ruhe herausgerissen wurde.

Hier sind noch heute die grellsten Gegensätze von arm und reich zu finden mit ihren vielfachen Begleiterscheinungen von finsternem Aberglauben und geistiger Freiheit, von Verschwendungssucht und Sparsamkeit, von Unsauberkeit und wieder peinlichstem Reinlichkeitsempfinden. Verfall und Aufbau wohnen hier so nahe nebeneinander, daß der Fremde aus dem Staunen nicht herauskommt. Daß dieses Ringen und Gären im Lande nicht ohne Einfluß auf die Volksentwicklung bleibt, ist nur natürlich. Wie immer ist es auch hier die Jugend, die zuerst die neuen Pfade geht, die Sitten der Väter vergißt und ihre Lebensforderungen durch moderne Einrichtungen zu befriedigen

sucht. Das bezieht sich natürlich auch auf die Kleidung. Sobald das Mädchen sein Elternhaus verläßt und in den dienenden Stand tritt, wechselt es die Tracht. Die Bauernkleider kommen in die Truhe, um den städtischen Platz zu machen. Der erste Uebergang ist immer die Jacke, die Dr. Hynke in dem schon erwähnten Aufsatz (S. 202) in Wort und Bild vorgeführt hat. Sie lehnt sich in ihren wechselnden Formen an städtische Vorbilder an und unterstützt damit die Annahme, daß sich die Bauerntracht aus der städtischen entwickelt hat, ganz erheblich.

Die Jacke und das lose, vorn gebundene Kopftuch bilden auch in anderen Ländern die Uebergangstracht von der ländlichen zur städtischen, so weit mir dies bekannt ist, in Oesterreich, Mähren, Ungarn und Rußland.

Da die Umwälzungen des sozialen Lebens in Oberschlesien in ihren auffallenden Formen erst ungefähr 20—30 Jahre alt sind, hat sich noch viel altes Bauerntum in Oberschlesien erhalten, besonders dort, wo neben der Industrie auch Landwirtschaft getrieben wird. So haben wir nahe der an Industrie reichen Stadt Gleiwitz ein Dorf, welches die Landwirtschaft als ausschließliche Erwerbsquelle betrachtet. Es ist dies das schon von Zimmermann besonders erwähnte Dorf Schönwald.

Interessant für weitere Kreise dürfte es durch den Umstand sein, daß es die älteste

deutsche Gemeinde in Oberschlesien ist, die sich nachweislich trotz ihrer polnischen Umwelt ihr Deutschtum bis auf den heutigen Tag rein bewahrt hat.

Als eine Gründung des Raudener Klosters wurde es im Jahre 1220 unter Herzog Kasimir von Oberschlesien mit deutschem Recht ausgefekt. Die damals kleine Gemeinde soll aus Sachsen und zwar aus Meissen stammen, anlässlich einer Hungersnot die Heimat verlassen haben und nach Oberschlesien eingewandert sein. Jedenfalls fällt die Gründung Schönwalds in die erste Germanisierungszeit Oberschlesiens, das damals äußerst dünn bevölkert war. Aus jenem kleinen Dorfe hat sich mit der Zeit ein reicher, stattlicher Ort gebildet. Die Bevölkerung hat sich durch Inzucht vermehrt, und nur wenige polnische Zuzügler sind in dieser deutschen Gemeinde aufgegangen. So erklären sich die polnisch klingenden Familiennamen, wie z. B. der Name Koticzke, der aber jetzt deutsch geschrieben wird. Im allgemeinen finden sich in der großen Gemeinde verhältnismäßig wenig verschiedene Familiennamen vor. In Tracht und Sitte weichen die Schönwalder von ihrer polnischen Umwelt auffallend ab; doch ist auch hier polnischer Einfluß nachweisbar.

Eine Wandlung in der Schönwalder Tracht geht äußerst langsam vor sich. Wohin diese Leute auch kommen, sie fallen sofort als sonderbar gekleidet auf. Eigentümlich ist die Einigkeit, mit der die Schönwalder, besonders die Frauen, handeln. Hier gibt es im ganzen Dorfe nur vereinzelte Familien, die in ihren Gewohnheiten von der Masse abweichen. Alles geht bis auf das i-Tüpfelchen gleich gekleidet, vom Kinde angefangen bis zur Matrone. Nur die üblichen Standesunterschiede gestatten oder vielmehr fordern kleine Veränderungen. Doch gilt das Gesagte nur von den Frauen. Die Männer haben sich zwar auch noch viel Eigenart bewahrt, doch nicht in so auffallender Weise, wie dies bei den Frauen der Fall ist. Soll ein Kleidungsstück aus irgend welchem Grunde verändert werden, so beraten sich die Frauen untereinander darüber, und die beschlossene Aenderung wird sofort von der ganzen Gemeinde einmütig angenommen. Aus diesem Grunde fällt es dem Fremden nicht auf, wie auch in Schönwald das ewige Bewegungsefek seine Gültigkeit behält.

Die echte Schönwalder Tracht ist ernst und dunkel. Bis zum Jahre 1865 trugen die Frauen Arbeitskleider und Jacken von roher, selbst gefertigter, grober Leinwand, die Röcke nur bis zum Knie, die Taille kurz abgebunden. Es ist anzunehmen, daß damals auch die Festtracht kurz war, eine Tatsache, die außerhalb

der Grenzen Schönwalds noch wenig bekannt sein dürfte und daher besonders hervorgehoben werden muß. Ihren polnischen Nachbarn mögen sie die längeren Röcke nachgearbeitet haben. Eine Frau sagte mir gelegentlich: „Jedesmal, wenn neue Röcke gearbeitet wurden, machten wir sie länger. So haben wir jetzt die Röcke durch angefekte Sammetstreifen verlängert.“ Tatsächlich tragen alle Schönwalderinnen Sammetfäume an ihren Röcken. Die Sammetstreifen sind alle gleich breit, was wieder eine vorherige Beratung nötig machte.

Ähnliches gilt von dem Kopftuch. Bis zum Jahre 1905 trugen die Schönwalder Frauen über ihren Hauben, die Mädchen über dem glatt gekämmten Haar ein weißes, mit Hohlfäumen geziertes Leinentuch. Diese Sitte trug ihnen von anderen Gemeinden den Spottnamen „Weißköpfe“ ein. Im Jahre 1905 beschloßen sie, dieses weiße Tuch durch ein schwarzes zu ersetzen. Einmütig wurde dieser Beschluß angenommen. Die weißen Tücher wanderten in die Truben, die schwarzen wurden dafür angeschafft. Sie wurden, ähnlich den weißen, in einem Dreieck durch Stickerei verziert. Das Muster wurde slawischen, bedruckten Tüchern entlehnt. Die blau oder grün gehaltene Stickerei wird meistens selbst ausgeführt.

Mit den weißen Kopftüchern wurde auch die weiße Trauer abgelegt. Es ist gewiß interessant zu hören, daß die Schönwalder bis in unsere Zeit hinein weiße, schalartige Tücher zur Trauer trugen. Sie bedeckten Kopf und Oberkörper so, daß vorn die Schalenden bis auf den Rocksaum fielen. Das Tuch mußte vorn zusammengehalten werden. Es wurde nur zum Kirchgang getragen. Die Eigenart der Schönwalder spricht sich am deutlichsten in der neu gewählten Trauerfarbe aus. Sie ist — blau. Ganz willkürlich hat die Gemeinde im Jahre 1905 diese allgemeine Trauerfarbe angenommen.

Selbstverständlich gehen die Schönwalder während der Arbeit einfacher gekleidet als an Sonn- und Festtagen. Im Felde und im Hause tragen sie auch im Sommer schwere, dunkle Tuchleibchen und -kleider, eine Leinenschürze und das schon erwähnte Kopftuch. Alt und jung trägt glatt gekämmtes Haar, das, in einen Zopf geflochten, über den Rücken fällt. Der Haarwuchs ist schwach, die Zöpfchen sind meistens dürftig.

Die Kirchentracht der Schönwalder ist reich und schwer. Auch sie hat in den letzten Jahren kleine Veränderungen erfahren.

Die hier im Bilde wiedergegebene Tracht datiert etwa zehn Jahre zurück. Der Bauer

war zur Zeit der Aufnahme 80 Jahre alt. Er starb im Jahre 1905. Auf dem Bilde trägt er noch die früher allgemein übliche, blaue, kurze Jacke, die Weste mit dicht in zwei Reihen gesetzten, flachen Knöpfen, den breiten Ledergurt und den schmalkrempigen Hut. Hohe Stiefel und ein großer, blauer, sogenannter Fuhrmannsmantel von Tuch vervollständigen den Männeranzug. Die Mäntel, die schon Zimmermann in seiner Notiz über Schönwald besonders hervorhebt, werden nicht mehr getragen. Erwähnen möchte ich hierbei, daß die Schönwalder bis zum Jahre 1860 ungefähr hauptsächlich Fuhrwerkerei betrieben. Sie sellen ihre Wohlhabenheit diesem blühenden Geschäftszweige zu verdanken haben. Er wurde durch den Bau der Eisenbahnen vernichtet. Seitdem treiben sie in erster Linie Ackerbau. Es gibt heute noch Voll-, Halb- und Viertelbauern. Sie machen sich jede Arbeit, wie z. B. selbst den Hausbau, allein und sind gewiegte Händler.

Die auf dem Bilde dargestellte Frauenracht ist heute noch üblich für das ganze Dorf. Für den Kirchgang werden ausgechnittene Schuhe von Samt oder Seide angelegt, die mit grünen Schleifen geschmückt sind. Die Röcke sind faltig, weit, von schwarzem Tuch gearbeitet, früher mit rotem, jetzt mit schwarzem Samtfaum geziert. Sie wurden früher kürzer getragen. Die Schürzen sind bunt, meist von Blüsch, Seide oder Samt, mit Spitzen besetzt und mit buntem Band, das vorn gebunden wird, geziert. Die Schürzen sind nicht so weit wie die polnischen Bauernschürzen. Das Leibchen ist von schwarzem Stoff, mit hellroten und hellgrünen Streifen besäimt und mit Silberlitzern verschnürt. Die Verschnürung ähnelt der der Roßberger Bauernleibchen. Das Leibchen wird meistens durch ein buntes Brusttuch verdeckt. Das Hemd reicht bis zum Halse und hat kurze, puffyge Ärmel. Eine vorn kurze, hinten mit langem Schoß versehene Jacke gehört zu diesem Anzug. Sie ist von schwarzem Tuch gefertigt und grün

umsäimt; die Ärmel haben hellblaue Aufschläge.

Die Haube besteht aus drei Teilen. Den ersten bildet das Stirnband, das dicht um den Kopf gebunden wird, aus weißer Leinwand, lichtgrün, hellrot und mit Silberfäden bestickt (ähnlich tragen es die Sachsen in Siebenbürgen). Ueber das Stirnband wird eine weiße, den Kopf eng umschließende Leinwandhaube, die schmalen Spitzenabschluß zeigt, gebunden. Darüber kommt die eigentliche Haube. Sie ist schwarz oder rot, von Seide oder Tuch. Der Boden ist immer grün punktiert, der

krause Schildansatz mit roten und lichtgrünen Tuchstreifen besetzt und von einem Pelzstreifen begrenzt. Zwei breite Schmuckbänder gehen von der Haube aus. Das eine wird über dem Rücken, das andere vorn über der Brust getragen. Die Haube zu tragen, ist ausschließlich ein Frauenrecht. Mädchen tragen Kopftücher über dem glatten Scheitel.

Eigenartig wirkt die Schönwalder Tracht durch den kurz unter der Brust gebundenen Kleiderrock. Diese Sitte läßt den Unterkörper unnatürlich lang erscheinen.

Im Winter gehört zu der echten Schönwalder Tracht eine mit Pelz gefütterte Tuchjacke. Sie ist auch mit mehr oder minder gutem

Pelzwerk besetzt und von eigenartiger, rotlila Farbe. Sie ähnelt im Schnitt den Jacken der Spreewälderinnen. Diese Jacken, die jetzt von der Jugend aufgegeben wurden, schlossen am Halse und traten nach unten auseinander, so daß das bunte Brusttuch sichtbar blieb.

Das obige Trachtenbild zeigt den schon erwähnten, bereits verstorbenen Vollbauern Kotitschke mit zwei Enkelöchtern: einer Frau mit Haube (die bunte Haube fehlt hier), Stirnband und dem breiten Brustband, und einem Mädchen mit weißem Kopftuch. Eigenartig waren und sind die Sitten der Schönwalder. Viele davon sind erst in letzter Zeit aufgegeben worden, viele aber sind heute noch lebendig. Das gilt besonders von den Hochzeitsbräuchen.



Bauern aus Schönwald bei Gleiwitz

Das der Braut vorangetragene Lichterbäumchen während des Kirchganges fällt heut fort. Diese Sitte hatten die Schönwalder mit den Roßbergern gemein. Alte Leute kennen sie noch. Nach der Trauung wurde der Lichterbaum in das Haus der Braut getragen. Erst tanzten die anwesenden Mädchen um den Baum und nahmen singend Abschied von der Gefährtin. Dann tanzten die Frauen um den Baum und besangen die Aufnahme der jungen Frau in ihren Bund.

Diese Sitte ist, wie gesagt, seit etwa 30 Jahren aufgegeben worden.

Neblich ist heut noch die formelle Brautwerbung vor der Hochzeit. Der Bräutigam kommt mit drei Zeugen, (früher nur des Abends, jetzt auch am Tage) zu den Eltern der Braut. Von den Zeugen führt einer Wein, einer Branntwein, ein dritter Bier mit sich. Der Bräutigam trug früher, auch am hellen Tage, eine, zwei oder drei brennende Laternen voran. Diese letzte Sitte, deren Sinn verloren scheint, hat heut gleichfalls aufgehört.

Gewöhnlich wird die Hochzeit sechs Wochen später gefeiert. Die Braut wird am Hochzeitsmorgen um 8 Uhr vom Bräutigam und den Kränzelmädchen abgeholt. Die Mädchen tragen in ihren Kränzen ein langes, bunt durchwirktes Band, das über den Rücken fällt; in den Händen halten sie brennende Lichte. Nach der Trauung trennen sich die Geschlechter. Die Braut wird in ihr, der Bräutigam in sein elterliches Haus geführt. Die Braut sendet dem Bräutigam ein seidenes Tuch ins Haus; er schickt dafür ein Geldgeschenk.

Die Hochzeit wird getrennt gefeiert. Die Braut feiert sie mit ihren Verwandten in ihrem Elternhause, der Bräutigam mit seinen Angehörigen im Heim der Seinen. Gewöhnlich dauert die Hochzeit drei Tage; dann erst

wird die Braut von ihrem Bräutigam in das neue Heim geführt.

Die Schönwalder sprechen unter sich einen deutschen, mit polnischen Worten vermengten, schwer verständlichen Dialekt; mit Fremden reden sie hochdeutsch — ein Produkt der guten Schulen. Nicht unerwähnt möchte ich eine Sitte lassen, über die schon vor 50 Jahren von den Ortslehrern geklagt wurde, und die heute noch besteht. Die Männer und Buben pflegen

ihre Mützen nicht abzunehmen, selbst, wenn sie im Zimmer sind. Sie behalten sie auch vor Fremden auf. Keine Aufforderung der Eltern ändert daran etwas. Die Buben verlassen lieber das Zimmer, ehe sie ihre Kopfbedeckung abnehmen.

Schönwald bestand bis vor wenig Jahren aus Blockhäusern, von denen einzelne über hundert Jahre alt sind. Gegenwärtig werden alle Blockhäuser durch Ziegelbauten ersetzt. Es sind nur noch wenig ältere Gebäude vorhanden.

Nächst Schönwald beansprucht Roßberg unsere besondere Aufmerksamkeit. Der Ursprung Roßbergs bei Beuthen ist in Dunkel gehüllt. Doch wird vielfach angenommen, daß er deutsch ist. Die Roßberger sprechen heut deutsch und polnisch. Die großen, kräftigen Gestalten, die

zum Teil noch unter den Bauern anzutreffen sind, lassen die Vermutung zu, daß auch hier ursprünglich ein deutscher Stamm ansässig war, wie ja das nahe Beuthen zur Zeit der ersten Germanisierung Oberschlesiens im 13. Jahrhundert zahlreiche deutsche Kolonisten (Bergleute und Handwerker) aufnahm. Auch der Name Roßberg läßt darauf schließen, ebenso lassen viele, noch heut im Volk gebräuchliche Sitten den gleichen Schluß zu, so z. B. der zur Faschingszeit übliche „Herentritt“, der von Frauen auf Besenstielen im Zimmer ausgeführt wird, und der sonst in Oberschlesien nicht



Ein Brautpaar aus Roßberg

beobachtet wurde. Die Tracht der Koszberger ist heute noch im Gebrauche, allerdings nur an Festtagen. Die älteren Leute, Männer wie Frauen, kann man aber auch noch vielfach zu Hause, auf Märkten und in der Kirche nach altem Brauch gekleidet sehen.

Oberlehrer F. Gramer schreibt in seiner Chronik von Beuthen im Jahre 1863 von der Koszberger Tracht (S. 280):

„Es ist anzunehmen, daß die noch jetzt bestehende, kleidsame Tracht der Koszberger Bauern sich seit Jahrhunderten bis auf die heutige Zeit fortgeerbt hat. Die weibliche Tracht gleicht jetzt teilweise der der deutschen Bäuerinnen bis auf den bisweilen sehr künstlich zusammengesetzten Kopfsputz, bei welchem Gold und Silber nicht gespart wird“. Danach fiel Gramer die Ähnlichkeit der Koszberger Tracht mit deutscher Bauernkleidung besonders auf. Auch die Männer haben in der Itismütze, die neben

der hohen, polnischen Pudelmütze getragen wurde und noch getragen wird, eine Kopfbedeckung, die an deutsche Bauermützen erinnert (Heissen). Während die hohe Polenmütze, die mit blauen, flatternden Bändchen geziert war und noch in Posen getragen wird, ganz verschwunden ist, hat sich die Itismütze bis auf den heutigen Tag in Koszberg und dem nahen Chorzow (siehe das Bild auf dieser Seite) erhalten, daneben für junge Leute ein breitrandiger, niedriger, weicher Filzhut, der besonders an festlichen Tagen getragen wird, und der, mit Strauß und Band geschmückt, an ähnliche Burschenhüte in Bayern erinnert. Der auf dem untenstehenden Bilde sichtbare, in Chorzow gebräuchliche ärmellose Rock heißt Spenzer und ist rot verknüert. Es werden auch rotwollene Hemden statt der weißen getragen. Diese Tracht ist in Kattowitz und Königshütte an Markttagen viel zu sehen.

(Fortsetzung folgt)



Bauernfamilie aus Chorzow O.-S.

II Kindertroom

„Raus, mei Döchterla, raus!
 De Schlofenszeit ihs aus!
 De Sunne scheint schon zum Fenster rei,
 Und guckt neugierig durte nei
 Ei deine Toffe und wundert sich,
 Doß de no nich
 Beim Kaffee sitzt uff deinem Schammel
 Und spachtelst deine Honigjamnel!
 Se mag bei sich denken: Die faule Liese!
 Denn de Frau Sunne hott's schon biese!
 Die war schon draußen uff der Wiese,
 Wu mitten ei der Blumenpracht
 Der Aferhoafe Männel macht.
 Zum Wiesenwasserla is se kummen
 Und hott a freisches Boad genommen,
 Und uben uffs Wosser hot se Ringel getrigelt,
 De verschlofenen Fische om Rücken gefischt,
 Und dich, meine gude,
 Verschlofene Trude
 Wird se nu och glei kitzeln mit Macht,
 Bis doß se dich richtig ufgewacht!“
 „Nicht doch!“ tut do meine Trudel schrein,
 „Frau Sunne, doas werd nich nötig sein!
 Sun Murgen, lieb Mutterla! Flink en Ruß!
 Siehch har, ich heb schon a linten Fuß!
 Und ike poß uf: ees, zwee — drei — daus!“
 Und do ihs schon de Trudel zum Bette naus!
 Nu gibts zengstrüm lauter zuckerfüsse,
 Frische Guden-Murgenküsse.
 Zu guderlechte mit Zuren und Lust
 Fliegt se der Grußmutter oan de Brust,
 Und die krigt a ollerlängsten Schmoß —
 Raum hott a uff ihrer Gusche Ploß!
 Und de Grußel lacht überich ganze Gesicht,
 Viel mehr no wie draußen 's Sonnenlicht.
 „Mei Herzepinkel, mei liebes Kind,
 Nu soa mir oaber ike geschwind,
 Wie hußt de geschlofen? Tu flink mir soan,
 Woas toatst de'n hinte fer Treeme hoan?“
 „Nu jeterich — halt! Grußel, nu fällt mirich ei!
 Hurch zu, ich wiel dirich derzeehlen glei.
 Mei Troom woar ultig! Denk amol:
 Bir pappten Fleeßch und Sauerkohl,
 Do gibt's ei der Gusche pluze en Knack —
 Und do hott ich mir stracks
 En Zoahn ausgebissen.
 Und wie ich da Zoahn
 Hott weggetoan
 Und wadel nu
 Ein Guschel mit der Zunge asu,
 Do breng ich no raus a sere, sieben;
 's wern nimmech viel sein drinne geblieben!“
 Do schreit de Grußel: „Am Gootes Wille!
 Bies stille, mei Kind! Bies eenzig stille!
 A fitter Troom tut nißcht Gudes bedeuten,
 Doas ihs bekant under ollen Leuten!
 Doas ihs asu sicher wie's tägliche Brut:
 A fitter Troom brengt Tud — bringt Tud —!
 Nu macht Euch gefast iß kleen und gruß,
 Doß ees aus der Freindschoft sterben muß!“

„Nu Grußel!“ spricht iß der Voater geschwinde,
 „Macht doch nich sitte Angst dam Kinde!
 Ich hoas Euch gejoat schon schilgemol,
 Doß ma sitt Zeug nich reden sol!
 Ihr tutt ju mit Eurem Aberglauben
 Dam Mädal a kindlichen Frubsim rauben!
 Ihr brengt se reen um a Verstand!
 Satt hien! Zu weiß wie eene Wand
 Ihs ihr Gesicht!
 Mei liebes Kind, gleebe su woas nicht!
 's ihs Jokus, woas de Grußel spricht.
 Denn merk: de Träume
 Sein nißcht wie Schäume!
 Nu aber fir, du kleenes Ding,
 Ich niehm dir deine Sachen flink,
 's ihs ei de Schule de hichste Zeit!
 Und renn' awing!
 Der Weg ihs weit!“
 Nu blachandert de Trudel der Schule zu.
 Jedemoch: 's läßt ir keene Ruh!
 Sellde de Grußel hoan gelogen?
 Se hoot doch sitt ernste, heilige Ogen!
 De Trudel gleebe längst schon feste droan,
 Doß de Grußel mehr wie Brut assen toan!
 Wie lustig woar doas Kind om Murgen,
 Und ike is se vuller Surgen,
 Und überleet mit ernsten Gedanken,
 Ebs ärnt en Kranken
 Under ihren Verwandten gitt,
 Dar etwan 'm Tude eis Oge sitt.
 Sellds goar de Grußel selber sein?
 Se toat lechtien über Kuppßschmerz schrein!
 Wärsch verleicht goar de Brünßchwiker Tante,
 Die lechtien ein Finstern oans Scheuntur ramnte?
 De Ammel? Se hot een biesen Fuß!
 Ein Winter hotte se Herenschuß!“
 No nie woar der Trudel wie heut su bange.
 Und ach, der Vermitts, der tauert su lange!
 Und och derheeme de Eldern beede
 Spürn woas ums Herze vu Trudels Leede.
 Wie fiel heut dam Kinde der Obschied schwer!
 Och, wenn se doch bale derheeme wär!
 's schleet zahne! 's schleet else!
 Nu endlich, endlich läuten se zwölfe!
 Do kimmt's schon getrippelt zur Türe und klinkt,
 Und de Trudel stürzt rei und jurx und singt,
 Und fliegt obwechselnd ei wilder Lust
 A Eldern beeden oan de Brust:
 „De Grußel hott recht, und 's ihs keene Finte,
 Wubrhostig, 's ihs jemand gesturben hinte!
 Denkt och: heut früh vorm Underrichte
 Derzeehlte der Schulhans mit trübem Gesichte,
 Sei Kanarienvögerla wär gesturben.
 Fer a Ogenblick woar mir verturben
 De ganze Stimmung. Jedemoch iß bien
 Ich wieder lustig; denn 's ihs doch schien
 Und a grußes Glücke ganz gewieß,
 Doß ke ander Mensch gesturben ihs!“

Feuerchen

Von R. Kurpiun in Tarnowik

In einem lichtlosen Herbsttage, als der Himmel voller Novembernebel und Trübsinn hing, sah ich Feuerchen zum erstenmal. Zwei helle, leuchtende Augen hatte es, wohnte jenseits der engen Gasse im Herd der Wohnküche eines kleinen Eisenbahners und funkelte vergnügt aus den beiden runden Löchern der Feuertür und durch das Fenster und über die Gasse zu mir herauf in mein hochgelegenes Zimmer. Es tat verwundert, als es mich sah; und als es sich von mir beobachtet fühlte, da drehte und wendete es sich, blinzelte und flunkerte, tat schön und kokettierte wie ein Jungfräulein, das wohl weiß, wie hübsch es ist.

Und hübsch war der kleine Rater mit den feurigen Augen, und immer lustig dabei und warm und hell, und das alles umsomehr, je finstrier und unfreundlicher es draußen braute! Deshalb konnte ich auch das Schauen nach Feuerchen nimmer lassen.

Betrat ich am Morgen das Zimmer und blickte durchs Fenster, so lachte mir Feuerchen schon von unten entgegen; ließ mir der Dienst einen freien Augenblick, so — warf ich ihn zum Fenster hinaus, und — Feuerchen war da. Ging ich zu Mittag nach Haus, erschien ich nach dem Essen wieder, rötete sich der Abendhimmel, kamen die Sterne und die Nacht: Feuerchen war immer da. Der Christbaum verglomm; die Weidentäzchen blühten, dann Flieder und Rosen; goldene Garben sanken im Feld, bunt färbten sich Kastanie und Buche, und wieder segte der Herbststurm die Sommerfreude aus dem kahlen Lande hinaus: Feuerchen war da, blieb da und wich nimmer.

Wie es die Mutter zu ihrem Kinde, den Jüngling zu seinem Schatz, den Forscher zu seinen Büchern, den Künstler zu seinem Bildwerk unwiderstehlich zieht, so konnte auch ich von Feuerchen nicht loskommen. Ich war erst zufrieden, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß es da war. Und es war immer da.

Es gehörte zur Familie da unten in der großen, sauberen Wohnküche, wurde gehalten wie ein eigen Kind und vergalt Liebe mit Gegenliebe.

Früh vor Tag. Noch schläft Frau Sonne hinter dem blauen Walde; jetzt reibt sie sich die Augen und macht Licht zum Aufstehen. Die Spitzen der hohen Tannen säumen sich mit

Gold. Da ist die Mutter in der Küche schon tätig, öffnet die Tür von Feuerchens Schlafgemach und redet ihm zu, aufzustehen.

„Ah, da bist du ja, Feuerchen, guten Morgen!“

„Guten Morgen, schönen Dank, Hausmutter!“

„Bist schon hungrig, Feuerchen, wie?“

„Freilich, freilich, Hausmutter; bin schon ganz klein und schwach geworden vor Hunger.“

„Na, dann isz dich mal schnell satt!“

Das ließ sich Feuerchen nicht zweimal sagen und aß wie ein Scheumendrescher. Aber — wie es noch kein Scheumendrescher getan — es arbeitete zugleich dabei; denn Essen und Arbeiten war bei Feuerchen eins.

Mit hundert Händen und Füßen griff es nach rechts und links, streckte ein flinkes Duzend Zünglein hierhin und dorthin und ward von Minute zu Minute größer und kräftiger. Das merkten die gefüllten Wassertöpfe und der brave Kaffeekessel mit der langen Schnauze und dem braunen Inhalt in seinem runden Bauche sehr wohl. Die Bohnen in ihm waren Bewohner der heißen Zone und hatten die kalte Nacht hindurch arg gefroren; jetzt aber heizte ihnen Feuerchen ein, daß ihnen allen recht mollig wurde. Vor Wohlbehagen huben sie an, ganz leise zu singen und wurden immer lebhafter und lauter. Jetzt fing der alberne Kaffeekessel gar drohend zu poltern an, so daß sein Hut auf und ab tanzte, fauchte aus seinem langen Schnabel wie ein bissiger Gänserich, und in seinem ungebildeten Uebermut spie er zuguterletzt Feuerchen auf den Kopf.

„Pfui, du Grobian! Ist das der Welt Lohn?“ murrte Feuerchen zornig.

„Ruhig! Genug des Gezänks!“ mischte sich die Hausmutter ein. „Ihr beiden könnt schon nimmer Frieden halten, besonders du, du unverträglicher Dickkopf!“

Damit zog sie den dampfenden Kaffeekessel, der wie ein Rater fauchte, aus Feuerchens hitziger Nähe, machte dem Papa Eisenbahner den Frühtrunk zurecht, goß auch die große Blechflasche voll Kaffee, verstaute sie samt einem Berge wohlbelegter und dicht verpackter Großmannschnitten in der umfangreichen, hölzernen Futterkiste und hing die blankgeputzte Dienstlaterne davor. Denn der Hausvater mußte heute eine große Reise antreten und kam erst spät abends nach Hause; da gebührte ihm eine kräftige Verpflegung.

„Wohl bekomm's!“ piepte Feuerchen.

Nun hatte der Hausvater sein Frühstück beendet. Die Mutter wischte sich mit dem Schürzenzipfel den Mund und gab ihm einen herzhaften Abschiedskuß, was Feuerchen, mit einem Auge herausschielend, sehr spaßhaft fand. Dann warf der Scheidende noch einen Blick auf seinen schlafenden Buben, ergriff Mantel, Mütze und Futterkiste und machte sich auf den Weg.

„Guten Morgen könnt'st auch sagen, alter Brummbar!“ meinte Feuerchen beleidigt für sich, kuschelte sich ein wenig zusammen und glaubte, noch ein kleines Morgenschläfchen halten zu können.

„He, Feuerchen, nicht mehr schlafen! Waschtage ist heut!“

„So, Waschtage! Rennen wir; da gibt's gut zu essen. Aber wo ist die Jungfer Grete?“

„Bist wohl verliebt in die Grete, Feuerchen, he? Sie wird gleich kommen.“

Da war sie auch schon; zwar noch ein wenig müde, aber die blattgeputzten, nußbraunen Augenlein schauten schon recht vergnügt in den jungen Morgen hinein, der hinter dem Nachbargiebel aufrötete. Sogleich bemerkte die Grete, daß Feuerchen ein Anliegen hatte, trat zum Herde, grüßte Feuerchen und neckte es ein wenig mit dem langen Vetter Schürhaken. Den liebte Feuerchen zwar nicht sonderlich, weil er ein grober Patron war, aber wenn Jungfer Grete ihn bändigte, wurde er zärtlich wie ein Sammetpfötchen, von dem man sich gern manches gefallen läßt.

„Süß geträumt, goldnes Gretchen?“

„Danke, Feuerchen, du auch?“

„Wohl, wohl! Aber warum willst du schon fort?“

Das Mädchen legte Feuerchen eine großmächtige Schüssel voll Speise vor und wandte sich zum Waschtrog. Das paßte Feuerchen garnicht; denn es hatte seine helle Freude an dem niedlichen, runden Gesichtchen mit den frischen, roten Wangen, wie gemalt, und den verschämten Grübchen darin. Dazwischen stand ein keckes Näschen, nicht zu groß und nicht zu klein, und darunter ein Plappermäulchen, so kirschrot und appetitlich anzuschauen mit den beiden Reihen blinkender Mäusezähnen — mit einem Wort, so ganz zum Küssen eingerichtet und zu nichts andern.

Das alles konnte Feuerchen jetzt nicht sehen vor lauter heißer Arbeit. Bald aber hatte es sich durch den großen, schwarzen Schlaraffenberg hindurchgeessen, schaute mit seinen beiden Augen wieder zufrieden aus seinem Haus und fand Glück im Schauen.

Auf der andern Seite des Waschtroges stand die Grete, voll das Antlitz Feuerchen zugewandt, und schaffte, daß es eine Luft war.

Frau Sonne, Feuerchens Großmutter, hatte sich inzwischen um den Siebel des unbescheidenen Nachbarhauses herumgearbeitet, spähte neugierig durchs Fenster und erblickte erfreut das fleißige Mädchen. Liebevoll umschloß sie es mit ihrem ganzen hohen Schein; des Mädchens losgeflechtene, lichtblonde Kraushaar, von Sonnengold durchflutet, legte sich wie ein Heiligenschein um sein Haupt; bald leuchtete die ganze Gestalt auf, wie in Feuer getaucht.

„Goldne Jungfer, goldne Jungfer!“ wisperte Feuerchen und vermochte den Blick nicht von dem lieblichen Bilde loszureißen. Mit hochaufgeschlagenen Armen, im lose geschürzten Kleide, schlank, biegsam und schmiegsam wie eine Birke im Frühlingswinde, atmete das Mädchen in feiner Arbeit. Aber trotz ihrer Strenge hatte diese nicht vermocht, die jugendfrischen, rundlich-weichen Linien der Gestalt eckig und kantig zu machen, obgleich das gerade streng modern war. Und so hatte es Feuerchen gern. Es hatte die Vorliebe für das Runde, Getragene von seiner Großmutter, der kugelrunden Frau Sonne, geerbt und fand die harten Ecken und Kanten nicht einmal bei dem wackligen Küchenschrank angebracht, woran sich der kleine Bube immer Beulen stieß.

Alles in allem: Feuerchen war bis über beide Ohren in Jungfer Grete verliebt. Und weil es so verliebt war, darum suchte es fortwährend des Mädchens Augen auf sich zu ziehen und zischelte und raunte, flackerte und gaderte; und war es recht zufrieden, so sang und hüpfte und murmelte es, wie das lustige Bäcklein im Bergwald, wenn es über Stock und Stein springt.

Nur eins bereitete Feuerchen Verdruß; es wußte von sich selbst nicht, ob es ein Junge oder ein Mädchen war; denn die Großmutter Sonne hatte es ihm trotz allen Fragens nicht verraten. Und das war traurig, sehr traurig.

* * *

Ein duftdurchwobener Frühsonnertag. Frau Sonne hatte den größeren Teil ihres Tagbogens bereits durchgemessen, und in der Küchenstube da unten in der engen Gasse herrschte bereits halbes Zwielicht. Da sah ich das Mädchen beim offenen Fenster am Plättbrett eifrig bei der Arbeit stehen. Und im Hintergrunde leuchtete Feuerchen aus dem Herde hervor. Es gab stets zu schaffen; denn Mutter und Tochter nahmen durch ihre kunstfertigen Hände dem Hausvater ein gut Teil der Nahrungsforgen ab.

Feuerchen sprühte voll glühenden Lebens. So oft wie heute hatte sich das Grettelein nur selten mit ihm beschäftigt. Aber da mußte noch etwas anderes im Spiele sein. Was

hatte das Mädchen da immerfort zum Fenster hinauszulehnen? Und so merkwürdige Lieder sang es, wozu Feuerchen garnicht wie sonst die zweite Stimme mitsummen konnte. Auch der blinkende Seefessel, der doch sonst so verständig war, wußte sich damit keinen Rat. Da stimmte irgend etwas nicht!

Jetzt rückte die Grete dem Feuerchen mit einem neuen Plättbolzen zu Leibe. Der war noch größer und ungefügiger als Vetter Schürhaken, abstoßend und kalt wie Eis und verstand den Dienst noch garnicht. Der alte, hartgesottene Junggeselle brummte und kollerte und sagte entrüstet „Nanu“, als Feuerchen ihn in die liebeswarmen Arme nahm. Aber seine Sprödigkeit war, wie so oft, nur äußerlich. Als er merkte, daß es sich ganz mollig bei Feuerchen wohnen ließ, da taute er auf, wurde warm und heiß und zuletzt so hitzig, daß er lichterloh wie eine alte Scheune brannte und Feuerchen „Nanu!“ jagen mußte. Er wollte gar nicht mehr weg von Feuerchen. Daher fing dieses an zu meinen, daß es doch wohl kein Mann sei.

Aber was war denn da? Im offenen Fenster stand plötzlich ein Mann, ein fremder Mann, der nicht zum Hause gehörte. Und schwarz sah er aus, bloß das Gesicht war weiß, und die Hände waren es, und er schien eine wichtige Angelegenheit mit der Grete vorzuhaben. Was wollte der? — und überhaupt, wer war er? — Der schwarze Mann vom Dache? — Nein! Da fehlte der hohe Zylinder und das schwarze Gesicht darunter mit den weißen Augen und Zähnen. Er hatte auch keine schwarzen Hände und trug nicht das kräzige Ding unter dem Arm, womit jener andere dem Feuerchen den ekligen, schwarzen Ruß in die Augen stäubte. Aber danach bekam man immer gut Luft. Also hielt Feuerchen trotzdem etwas von dem schwarzen Mann vom Dache.

Ob von dem da draußen auch etwas zu halten war? Da hieß es doch einmal recht genau zusehen!

Um! Das kräzige Ding hatte er schon nicht unter dem Arm, aber statt dessen — ein paar Bücher. So, so! Also ein gelehrter Mann! Allerhand Achtung! Und schwarz war er auch nicht im Gesicht, also mußte er sich wohl von Zeit zu Zeit waschen. Reinlichkeit ist immer eine saubere Tugend! Bloß die Bartstoppeln hätte er sich abkräzen sollen. Einen Zylinder trug er auch nicht, sondern eine flache, schwarze Schirmmütze, und da steckte vorn etwas Merkwürdiges dran, zwei Hämmer, so übers Kreuz, und richtig, goldene Knöpfe hatte er, ei! ei! Da waren auch die beiden Hämmer drauf, und auf den Ärmeln und am Kragen auch! Am Oberarm trug er gar

dicke, schwarze Raupen! Ob er auch im Kopfe welche hatte?

Wer war das eigentlich? Neugierig rückte Feuerchen ganz dicht an die Ofenlöcher und musterte scharf den Ankömmling. Der kümmernte sich aber garnicht um Feuerchen.

Auf einmal scholl von der Gasse her eine helle Kinderstimme: „Emil, hast du schon deine Schularbeiten gemacht?“

Wütend fuhr der Schwarzgoldene herum, als ob er den Rufer fressen wollte. Aber der hatte sich schon lachend in Sicherheit gebracht. Da meinte der vor dem Fenster, es sei draußen nicht recht geheuer und drinnen viel angenehmer. Die Grete schien merkwürdigerweise derselben Meinung zu sein, bot ihm sogar einen Stuhl auf der andern Seite des Plättbretts an, und der — ja — der „Emil“ setzte sich ohne weiteres darauf und legte die Bücher aufs Fenster. Als ob das so sein müßte!

Also Emil hieß er! — Emil? — Emil? — Richtig, wie konnte man das vergessen? Das war ja der Spitzname für die Jünglinge in dem großen, roten Schulkasten da drüben. Und nun verstand Feuerchen auch den Zorn des Schwarzgoldenen bei dem Scherzruf des Jungen. Wenn man schon ein voller Mann zu sein glaubt, und wenn der Männerbart spritzt und man sich mit dem heiligsten Ernst an die helde Weiblichkeit heranschlägt, dann will man beileibe nicht mehr an die Schularbeiten erinnert werden.

So, so! das ist also ein Emil, meinte Feuerchen, der die schwarzen Kohlen da unten aus der Erde heraufholt! Eigentlich müßte man den gern haben, lieber als den ganz Schwarzen mit dem Besen, weil er für die schmachhafteste Speise sorgt. Und Feuerchen musterte den Emil mit wohlwollenden Blicken und fand jetzt, daß er einen im ganzen genügenden Schnurrbart und die besten Ausfichten auf einen beträchtlichen Vollbart habe, also ein recht ansehnlicher Mensch sei.

Aber die Freude hatte kurze Beine. Der Emil beachtete Feuerchen mit keinem Blick, dafür aber verschlang er die Grete. Er erzählte Späßchen und sagte ihr Schmeicheleien, daß sie noch röttere Wanglein bekam und stolzverschämt mit dem Krauskopfe hin- und herkotettierte. Jetzt griff er sogar frech nach ihrer Hand, nahm so zum Schein das Plätt-eisen und versuchte, selbst zu plätten. Es geschah aber ohne Schaden; denn das Eisen war bereits kalt.

Da holte er von Feuerchen den heißen Bolzen und warf ihm den kalten verächtlich in die Arme, stopfte dann aber ohne Rücksicht Feuerchens ganzes Gemach bis oben dick voll Kohle, als ob sie garnichts koste — und hing

doch oft sein Leben daran — und schlug ihm dann mit einem Krach unböflich die Tür vor der Nase zu, der grobe Mensch.

„Oh! Du willst mir wohl die Aussicht verstopfen, daß du mit der Grete schön tun kannst? Na warte!“ zischelte Feuerchen, und der Emil begann ihm immer weniger zu gefallen. Er sah auch, nah ansehen, garnicht so stattlich aus, wie Feuerchen vorher gefunden hatte. Das Mißfallen aber wandelte sich geradezu in Abneigung und Haß, als Feuerchen sich bückte und mit Mühe durch einen ganz engen Spalt seiner Haustür, den es sonst verachtete, argwöhnisch hindurchspähte. Was sah es da? Der schlechte Mensch, der Emil, hatte sich auf die andere Seite des Plättbretts gemacht, wo die Grete stand und tätschelte ihre Hand. „Aber nicht doch!“ jagte die Grete, zog aber die Hand nicht weg; und dann kicherten und lachten sie beide ganz unvorschriftsmäßig.

Da stürmte ein Gefühl wohlberechtigter Entrüstung durch Feuerchens heiße Brust. Es hub an zu pfeifen, zu poltern, zu donnern in seinem engen Haus, um die beiden darauf hinzuweisen, daß ihr Betragen im höchsten Grade unschicklich sei. Aber sie ließen sich nicht stören; ja, es kam Feuerchen sogar vor, als ob es so etwas wie ein Schmaßen gehört hätte.

Nun durchbrach die sittliche Entrüstung — es war aber Eiferfucht — alle Grenzen. Feuerchen gab sich einen Ruck, die Tür flog auf, und ein großes Stück von Feuerchens glühend heißer Speise flog dem Emil vor die Füße. Hei! wie er da flink herumfuhr, welch verblüfftes Gesicht er da machte! Die Kohlenschaukel fand er natürlich nicht, da faßte er den glühenden „Vorfall“ mit der Hand und stieß ihn in den Herd zurück.

„Ja, Kuchen!“ frohlockte Feuerchen, „warum hast du vorher so viel reingestopft!“ Noch einmal versuchte er sein Glück. Da schrie er „Au!“, schlenkerte wild die Finger hin und her und rief sie verzeifelt an seinem blißblanken Hosensboden. Wäre nicht die Grete mit der Kohlenschaukel zugesprungen, es wäre sicher ein Unglück entstanden.

„Siehst du, schwarzer Emil, recht ist's, daß du dir die Finger verbrannt hast!“ kicherte frohlockend Feuerchen in reinster Schadenfreude. Dann trat gar die Hausmutter ein in der Meinung, es sei jetzt für ein offenes Wort des „Emils“ just der rechte Zeitpunkt. Der Emil aber dachte hierüber anders, oder vielmehr, er dachte im Augenblick garnichts, barg männlich die angebratenen Finger in der Hosentasche, nahm mit der Linken die Bücher, entschuldigte sich, er hatte noch Arbeiten — er sagte nicht „Schularbeiten“ — zu machen,

empfahl sich und ließ den Zurückbleibenden die Hoffnung auf das nächste Mal.

Feuerchen war voll gerechtfertigt, wisperte und kicherte vergnügt in seinem Haus, aber die Liebe zum Gretelein hatte einen argen Stoß erlitten. Dazu empfand Feuerchen immer klarer, daß es selbst doch kein rechter Mann sei, umarmte stürmisch den feurigen Plättbolzen und schenkte sein besonderes Wohlwollen dem kleinen Buben, der trotz des Verbotes der Großmutter so gern mit Feuerchen herumgokelte.

* * *

Weihnachten und Neujahr und die „Zwölf Nächte“ waren vorüber. Es hatte neues Geld gegeben, da feierte die Grete mit ihrem Emil, der nun schon in Amt und Brot war, die Hochzeit. Das war auch für Feuerchen eine hohe Zeit; es flackerte und schaffte Tag und Nacht. Schon bald nach Weihnachten fing ein Waschen und Bügeln, dann ein Baden und Bruzeln, ein Kochen und Braten an, daß Feuerchen beinahe der Atem ausging. Am unermülichsten war die Grete selbst und redete Feuerchen gut zu.

Ueber ihm auf dem Herde stand in den letzten Tagen ein ganzes Regiment Töpfe, Tiegel und Pfannen, große und kleine, stolze und bescheidene. Mittendrin der langhalsige Kaffeekessel wollte in seiner Wichtigtuerei den Takt für die Regimentsmusik angeben. Das ließen sich aber die andern nicht gefallen. Insonderheit der prahlerische Inhaber des Gänsebratens, aus einem andern Regimente zu einer Gastrolle herberufen, meinte deshalb und seines gewichtigeren Inhalts wegen etwas weit Besseres zu sein und hub einen Streit mit dem Kaffeekessel an. Feuerchen warf sich zum Schiedsrichter auf, und der naseweise Kaffeekessel wurde mit einer Stimme Majorität auf drei Tage an den hintersten Rand des Herdes verbannt.

Trotzdem war es garnicht mehr auszuhalten vor Gezänk. Der alte, ehrliche Kochherd schimpfte grimmig über die schlechte Gesellschaft und die noch schlechtere Behandlung. Er meinte zornig, das brauche er sich nicht gefallen zu lassen; denn das stehe nicht in seinem Dienstvertrage, und er werde sich bei dem Regimentskommandeur — das war selbstverständlich die Hausmutter — beschweren. Half aber nichts. Zulezt kam es sogar zu Handgreiflichkeiten, und eine altgediente, ehrbare Familienkanne fiel vom Herde der Großmutter auf die ehrwürdige, kleine Behe. Sie konnte darob keinen Schuh anziehen, also auch nicht zur Trauung in die Kirche gehen, worüber sie untröstlich war. Immerhin, meinte Feuerchen, sei es noch besser, als wenn die Kanne der

Braut auf die Hochzeitszehe gefallen wäre; denn das hätte sicherlich allerlei Unglück bedeutet.

Und dann kamen sie alle, aßen und tranken, wurden satt und voll und klagten acht Tage über neunundzwanzig verschiedene Magenkrankheiten, nachdem sie die Grete gebührend zum Hause hinaus gehochzeitet hatten.

Schließlich war der ganze Trubel vorüber, und alles kam wieder ins alte Geleise. Der Vater rauchte wieder seine Pfeife, die Mutter strickte, und Großmutter, deren Zehe wieder heil geworden war, erzählte dem Buben immer neu die alten Märchen.

Feuerchen hatte sich die Augen gewischt, als die Grete fortzog. Den anderen war es noch viel schlimmer ergangen. Bloß der Bube hatte sich leicht getröstet. Die Mutter hatte ihm zugesagt, daß er von jetzt ab auch die Portion dicken Reis mit viel Zucker und Butter von der Grete essen dürfe, und das hatte er als ausreichende Entschädigung angesehen. Aber so das rechte Scherzen und Neckn und Frohsein von früher wollte sich noch lange nicht einstellen. Bloß der unverträgliche Kaffeekessel begann bald wieder seine ungeziemenden Späße, bis ihm Feuerchen einmal so einheizte, daß er zum Sanitätsrat Dr. Klemptner in das Lazarett geschafft werden mußte.

* * *

Noch viel wüßte ich von Feuerchen zu erzählen: die brave Großmutter wurde zu den andern Großmüttern versammelt und auf den Friedhof hinausgetragen. Da winkte ihr Feuerchen traurig mit einer langen, schwarzen Rauchfahne auf dem letzten Wege nach. — Die Grete kam mit ihrem ersten Buben zum Besuch, und Feuerchen zeigte ihm fröhlich all seine Künste! Ich könnte erzählen, wie der Sturm, Feuerchens böser Vetter, es einst zu einem üblen Scherz verleitete, wobei Hausvaters Filzkanonen und der Dienstpelz, die zum Trocknen in Feuerchens Nähe aufgehängt waren, beinahe ihr kostbares Leben gelassen hätten, und manches andere dazu.

Zulezt aber kam ein großer Trauertag, da mußte Feuerchen sterben. Eines Tages zogen der Hausvater, die Hausmutter und der Bube fort. Alles nahmen sie mit, sogar den krummen Schürhaken und den geflickten Kaffeekessel, nur Feuerchen ließen sie unbarmherzig zurück. Da grämte es sich und hungerte sehr und starb am andern Tage vor Hunger und Gram.

Dann kamen viele Männer, rissen das Dach ab, nahmen Fenster und Türen heraus, und Großmutter Sonne erschaute traurig durch die leeren Höhlen ihr sterbendes Enkelkind. Danach fielen auch die Mauern und Feuerchens Haus, der alte Herd, und bald kannte man ihre Stätte nicht mehr. — Da fehlte mir etwas, wenn ich zum Fenster hinausah. —

Wo war Feuerchen geblieben, als man sein Haus abbrach?

Frage den alten, gelehrten Feuerdokter! Er wird sich die Brille aufsetzen, die Stirn in wissenschaftliche Falten ziehen, die Kreide nehmen und ein paar geheimnisvolle Zunftzeichen auf die Tafel schreiben. Dann wird er mit dem Finger darauf zeigen, dich scharf ansehen und dir erzählen von dem kohligen Stoff und dem sauren Stoff. Und zulezt wird er dir mit voller Klarheit unwiderleglich beweisen, daß der saure Stoff und der kohlige Stoff sich im Feuer gegenseitig mit Haut und Haar aufgefressen hätten.

Schwöre nicht auf den Feuerdokter! Er ist mit seinem klugen Verstande noch nicht bis auf den Grund durchgedrungen, wird auch nimmer dahin gelangen. Auf eine tiefe Nacht wird er zulezt stoßen, und jenseits der Nacht liegt ein weiter, heller Morgen, ein jugendstarkes Land. Darin fängt wieder unsrer Kindheit frommer Glaube an.

Wo war Feuerchen geblieben? — Armmutter Sonne hatte den Todeschrei ihres Kindes vernommen, war herabgestiegen und hatte es wieder zu sich gezogen.

Wo bleibt unsre irrende, suchende Seele, wenn Allvaters Hand ihr gebrechliches, irdisches Haus zum Staube legt?

Aus Schlesiens Theatergeschichte

Von Paul Alfred Merbach in Berlin

Nach Akten im Staatsarchiv zu Breslau

Die Nachrichten über deutsche Bühnenzustände vor Errichtung der ständigen Theater fließen überhaupt nur sehr spärlich; auch Schlesien macht hierin keine Ausnahme. Nur notizenhaft sind sozusagen die geringfügigen

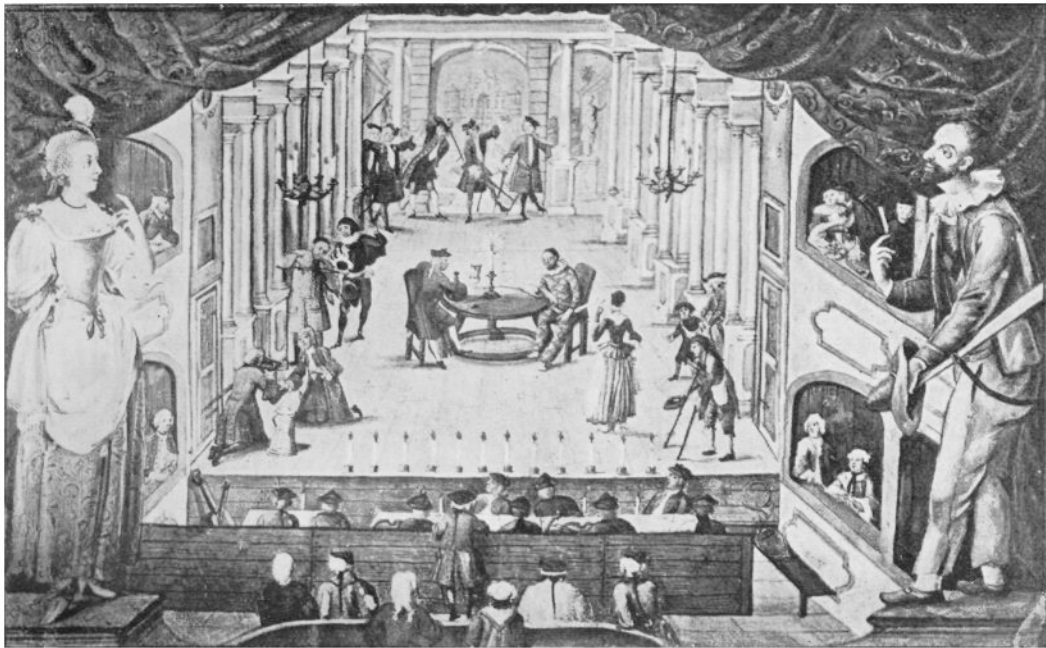
Aufzeichnungen, die sich im Breslauer Staatsarchiv befinden, und die auf diesen Gegenstand Bezug haben; nur wenige Jahre umfassen sie, ohne deswegen aber eines charakteristischen Reizes zu entbehren.

Im November 1749 gibt der Stadtrat zu Olmütz dem Johann Georg Mauler folgendes Attest: „Mauler hat 2 Monate in Olmütz gespielt; Ehegattin und Töchter sind bei der Truppe, mit Roß und Wagen zieht sie nach Jngendorff und Freydenhal weiter.“ Derselbe Mauler richtet nun aus Neustadt in Schlesien am 3. Mai 1750 an Friedrich den Großen ein Gesuch: „Daß ich, gebürtig aus Mähren und gewesener Hofcomödiant vor diesen kriegerischen Zeiten bei Ihre Erz. dem Grafen von Schaffgotsch, Euer Majestät angehe, veranlaßt mich das dazumalen besonderheitlichen in Breslau auch andern schlesischen Städten Comödien zu produziren erteilte und emanirte Privilegium. Euer Majestät oder kgl. pr. Kriegsdomänenkammer wolle mir samt meiner Bande von 10 Personen ein Lizenzdekret für Ober- und Niederschlesien ertheilen.“ Wenige Tage später ward dies Gesuch vom Könige, der damals in Breslau weilte, abgelehnt. Doch mochte Mauler sich nicht darum kümmern; denn der Rat zu Landeck mußte ihn am 18. Juni an das Gouvernement Glatz zur Erlangung eines Lizenzscheinens verweisen, „um den pp. Badegästen ein divertissement zu verschaffen.“ Der Gouverneur La Motte Fouque verfügte dann aus Glatz, daß man den Paß des Mauler prüfen solle; wenn derselbe in Richtigkeit befunden würde, wird dem Gesuche die Genehmigung erteilt. Mauler konnte ein Attest der Bürger und des Rates von Zuckmantel aufweisen, die ihm am 10. Juni desselben Jahres bestätigt hatten, daß er vier Wochen dort gespielt habe — „hat sich mit den Seinigen ganz ehrlich aufgeführt“ — und man ihm einen Paß fürs Weiterziehen erteilt habe. Daraufhin kam nun zwischen dem Rate von Landeck und Mauler folgendes Abkommen zustande: „1. wird ihm freigelassen, so viel Zimmer in der Taberne zu besitzen, als er die Notwendigkeit zu sein erachtet und dafür die ordentliche aufgesetzte Zimmermiettaxe zu erlegen; 2. wird der Principal dieser Comödianten in compensation der niedergerissenen leinen Wandt umb besseren Platz zum Spiehlen zu haben, die zum theatre angeschaffte Bau-Materialien wie auch Bänke magistratui überlassen, wo gegen Magistratus die fuhren nebst 7 Stamm Holz gratis passiren lassen; 3. giebt er täglich, wenn er nur comödie producirt, von jeder comödie vier gute Groschen ab.“ Die Geschäfte mochten wohl ganz gut gehen und Mauler auch sonst ganz zufrieden sein; denn er wollte anscheinend für längere Zeit in Schlesien seinen Unterhalt suchen; er wiederholte nämlich am 8. Juli sein Gesuch an Friedrich den Großen: „J. G. Mauler aus

Olmütz in Mähren bittet allunterthänigst um Lizenzschein auf 2 Jahre, um in den schlesischen Landen zu spielen.“ Aber auch diesmal war die Bitte vergebens, wieder schlug der König sie ab, vermutlich weil der Steuertrat Mencilius an ihn berichtet hat, daß der Magistrat zu Landeck eine Bande von 12 Comödianten ohne Lizenzschein habe spielen lassen, und daß er solche angewiesen habe, einen solchen erst bei dem Gouvernement in Glatz zu besorgen. Er hält sie für „ehrlche Leute“ und beantragt einen Reichsthaler Accise. Man mochte also wohl das Abkommen des Landecker Magistrates mit Mauler nicht für voll und gültig ansehen, und nach diesem erneuten Ablehnen verließ Mauler das ungastliche Schlesien.

Nach Brieg führen einige weitere Nachrichten, die sich dann auch auf die Umgebung erstrecken. Auf Grund der berühmten königlichen Order vom 24. September 1742, nur gegen Privileg zu spielen, fragten die Einwohner von Ottmachau bei dem Kriegsrat von Goek in Brieg an, „ob die Comödianten, so in dem Tiergarten bei Ottmachau vor dem Fürstbischof von Schaffgotsch actiones präsentiren, zur Erlegung der Accise angehalten werden sollen; der Principal bekommt 100 Reichstaler die Woche und bleibt sechs Wochen; er sodann die 600 aus dem Lande schleppen würde.“ Goek gibt diese Anfrage am 16. Dezember an Friedrich den Großen weiter, der umgehend zurückschreibt: „er soll fragen, warum er sich ohne kgl. Concession die Freiheit genommen, Schauspiele in Schlesien zu präsentiren, als welches niemanden als dem Schönemann nach der erhaltenen Concession freisteht.“ Am 12. April 1746 hatte nämlich Schönemann allein die Freiheit erhalten, Comödie in Breslau und in den übrigen Städten Schlesiens zu spielen. Nun ergreift der Fürstbischof von Schaffgotsch selbst in dieser Angelegenheit das Wort und bekundet, daß nur in seiner Wohnung gespielt worden sei, ohne Entree, und der Graf von Münchow (ist nicht näher zu bestimmen) habe dem Bischof mündlich zugesichert, daß dabei keine Accise zu zahlen sei. Mit der kurzen Bestimmung „acteurs in Ottmachau haben Accise zu zahlen“ macht der König Anfang Dezember 1750 dem Streite ein Ende.

Die Akten enthalten dann aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einige Mitteilungen, die nur vereinzelte Zustände und Fragen berühren. So wird z. B. von Slogau aus am 26. August 1751 an die Breslauer „Kammer“ gemeldet, daß Friedrich der Große an Ringotti die Erlaubnis erteilt habe, in Breslau Italienische Opern und Intermezzis zu spielen und dazu das „Comödienhaus“



Eine Theater-Aufführung im 18. Jahrhundert in Breslau*)

(das Ballhaus in der Neustadt) eingenommen werde. — Ein Protokoll vom 28. November 1762 bringt das vollständige Verzeichnis einer Truppe aus den Tagen des siebenjährigen Krieges:

1. Johann Gottfried Voigt, 45 Jahre alt, aus Schweidnitz, katholisch, seit 22 Jahren Schauspieler; mit seiner Truppe beim Bayerschen Corps; 2. Hanswurst Martin Nachtigall aus Preßburg; 3. Johann Krause aus Troppau; 4. Zettelträger Caspar Ehrenzweig aus Olmütz; 5. Theresia Beyerin aus Litz; 6. Elisabeth Tichin aus Brünn; 7. Deren Schwester, Cassirerin; 8. noch ein Dienstmensch aus Neustadt.

Diese Truppe war 1770 für Brieg konzessioniert. Wie lange hielten damals in des Hanswurst Tagen die Bänden also zusammen! Noch war der Neuberin befreiende Leipziger Tat, die Verbrennung des Hanswurst, nicht bis in die Provinzen gedrungen! Dieser Voigt starb 1787 in Landshut. Er hat 1764 in Neisse, Schweidnitz und Reichenbach gespielt und sich an den einzelnen Orten immerhin stets über 40 Tage aufhalten können. Im selben Jahre erhielt er eine Konzession für das Slogauer Departement. Er mußte sich in Liegnitz anbauen und alle Tage außer Buß- und Festtagen spielen, alle Tage Accise zahlen, in der Kreisstadt 16, in kleineren Städten 12 Groschen. Die Theatermiete blieb ihm überlassen. Diese Vogtsche Truppe muß sich vererbt haben; denn sie war 1798 für Oberschlesien konzessioniert, wie die Fallersche für Niederschlesien. Die Vogtsche Unternehmung war sogar noch 1830 im Gange;

denn in diesem Jahre hat Wilhelm Kunst, dieser größte Komödiant der deutschen Bühne, bei ihr gespielt. In dem Repertoire bemühten sich diese Truppen, möglichst aktuell zu sein. Ein Verzeichnis der zu Neustadt im Winter 1823 auf 1824 (von der Wedelschen Truppe) gespielten Stücke nennt, leider ohne nähere Bemerkung, „Theodors Körners Tod“.

So zogen die verschiedensten Truppen und Bänden durch schlesische Lande, oft unter schwierigen Umständen, eifrig beobachtet von

*) Das diesem Aufsatz beigegebene Bild stellt eine Breslauer Theater-Aufführung aus den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts dar. Die kulturhistorisch äußerst interessante und inhaltlich für jene Zeit vielleicht einzigartige Darstellung stammt aus dem von Johann Georg Wagner gemalten Stammbuch eines ehemaligen Breslauer Weinhändlers, David Jaenisch, das das Breslauer Kunstgewerbemuseum so glücklich war, im Jahre 1903 aus einem niederländischen Antiquariat für die Heimat zurückzukaufen. Das Stammbuch, 1734 begonnen und 1740—1746 mit Bildern geschmückt, die eine einzige Hand, die des genannten Künstlers, gemalt, ist „eines der schönsten, inhaltvollsten und interessantesten Stammbücher nicht nur Schlesiens, sondern ganz Deutschlands“. So wenigstens urteilt Professor Dr. Masner in einem Aufsatz über die schlesischen Stammbücher und ihre künstlerische Ausschmückung im Jahrbuch des Schlesienschen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer Bd. IV, S. 155. In ihm werden uns neben allegorischen Bildern von dem besten damaligen Miniaturmaler Breslaus die Stätten vorgeführt, auf denen der Breslauer Handel sich abspielte, auch Zeitereignisse, die ihn beeinflussten, und die Vergnügungen geschildert, denen die Warenmüller, wie Jaenisch einer war, und dessen Freunde huldigten. Dazu gehörte auch der Besuch des Theaters, in dem man, von der Beleuchtung zu schließen, von Feuergefahr offenbar keine Ahnung hatte. Die Redaktion.

den Behörden und haben an ihrem Teile mit dazu beigetragen, dem Volke, wenn auch stets in sehr bescheidenem Maße, Vergnügen und Bildung zu übermitteln. Es ist eine der lohnendsten Aufgaben unserer deutschen theatergeschichtlichen Forschung, die Geschichte der Wandertuppen zu schreiben, die allerdings restlos und vollständig zu lösen mit sehr großen Schwierigkeiten der Materialbeschaffung verbunden ist.

Die Todesrose

Eine Breslauer Domfage

Die Domglocken läuten zum Seelenamt,
Das Morgenrot weint durch die Scheiben,
Weint blutige Tränen auf schwarzen Samt . . .
Und draußen brandet und tobt und flammt
Das lärmende Alltagsstreiben.

Und innen, im offenen Sarkophag
Liegt bleich und marmorn der Tote,
Liegt lächelnd, wie er im Leben lag,
Und um ihn duftet ein Rosenhaag,
Lilienweiße und rote.

Daneben wandelt die Klerisei
In trauerdunklem Ornate.
Sie wandern und wallen, zwei um zwei,
An der Bahre des toten Bruders vorbei
Und murmeln die Sterbekantate.

Und der letzte und jüngste, kraftvoll und rot,
Schüttelt die Lockenhaare.
„Memento! Gestern noch lichtumloht
Und ferne von Leiden und Lebensnot,
Und heut auf der Totenbahre!“

Sein Nachbar, gebeugt und die Schläfen ergraut,
Sieht lächelnd sein leises Erbeben:
„Er hat es gewußt! Er hat mir's vertraut!
Er hat die Todesrose geschaut!
Das ließ ihn nicht länger leben!“

„Die Todesrose?“ Der Alte erwägt . . .
„So habt Ihr es nie vernommen,
Daß uns Brüdern ein Kösslein Kunde trägt
Drei Tage, bevor unser Stündlein schlägt
Und die Schauer des Todes kommen?“

Auch Ihr findet einst in Eurem Brevier
Die geipentige weiße Rose.
Dann vergeßt auf Freude und Erdenzier
Und steht zum Himmel um gutes Quartier,
Und verfähnt Euch mit Eurem Lose!

Den Bruder rief sie frühe hinab,
Im sonnigen Sommer des Lebens!
Mich drückt seit langem mein Wanderstab,
Und ich sehne mich längst nach Truhe und Grab:
Ich harre ihrer vergebens!“ . . .

Sie knien im Chorstuhl auf schwarzem Tuch
Und preisen die Makellose,
Und der Jüngling öffnet das heilige Buch.
Da quillt es wie dumpfer Grabesgeruch,
Und er faßt eine seltsame Rose.

Er bebt und fühlt, wie sein Herzblut stockt,
Und wie sich die Lippen verfärben.
„Auch ich? So jungfreisch und lenzgelockt?
Nicht er, den der Schnee des Alters stockt?
O Gott, und ich will noch nicht sterben!“ . . .

Die Fackeln flammen, der Weihrauch steigt,
Sie reihn sich zum letzten Gange.
Sie heben die Bahre, die Orgel schweigt.
Der Alte steht einsam, das Haupt geneigt:
„Wo weilt mein Herr Bruder so lange?“

Der drängt sich zag durch das dichte Gewühl,
In den Händen das weiße Verderben,
Und er schiebt es schen in des Altens Gestühl:
„Er sehnt sich seit langem nach Frieden und Pfühl;
So mag er statt meiner sterben!“

Dann mischt er sich stumm in die Prozession,
Im Herzen graufige Leere.
Die Bahre wandelt, die Fackeln loh'n,
Und heiser klingt in den Orgelton
Sein zitterndes Miserere.

Zwei Tage, zwei Nächte . . . Ein Morgen flammt,
Und wieder klagen die Glocken.
Sie rufen wieder zum Totenamt,
Und ein Jüngling ruht auf dem schwarzen Samt,
Das Haupt voll goldener Locken.

Die Töne brausen und klagen in Moll,
Und ein Greis steht an seiner Bahre,
Und die zitternde Rechte flicht ahnungsvoll
Eine seltsame Rose als letzten Zoll
Der Liebe in seine Haare.

Alexander Kirchner

Badeleben vor fünfundsiebzig Jahren

Von G. Dittrich in Hirschberg

Als im Jahre 1826 Vinzenz Prießnitz seine Kaltwasser-Heilanstalt ins Leben rief, da ahnte weder der Begründer noch die Arztwelt oder das Publikum, einen wie großen Aufschwung ähnliche Unternehmungen mit der Zeit erleben würden. In dem kleinen, lieblich gelegenen Gräfenberg bei Freiwaldau, wo man die Kranken durch Anwendung von Wasser und Luft zu heilen suchte, entwickelte sich unter dem regsamem Leiter und seiner tatkräftigen Gattin bald ein lebhaftes Treiben. Mit der Zeit kam der Ort mehr und mehr in Aufnahme, und heut kennen wir ihn als gesuchten Bade- und Kur-Aufenthalt. Es dürfte nicht uninteressant sein, aus der ersten Zeit der Anstalt einen Bericht zu erfahren, welcher mir unter alten, vergilbten Briefen dieser Tage in die Hände kam.

Lassen wir den Kurgast selbst das Wort ergreifen und gestatten wir ihm auch, zu erzählen, wie er die Reise von Breslau bis Gräfenberg überstanden hat:

Gräfenberg, den 12. Juli 1835.

Bei meiner Abreise von Breslau war das erste, daß ich dem Kutscher einen bitteren Verweis gab, indem er mich $\frac{3}{4}$ Stunden zu zeitig bestellt und es nun wieder gut zu machen meinte, ich könnte ja noch einmal nach Hause gehen. — Nach der Landkarte mußte unsere Reise über Strehlen und Münsterberg gehen, allein wir fuhren aus mir unbekanntem Gründen des Kutschers über Ohlau und Grottkau. Das alte Schloß in Ohlau habe ich mir genau betrachtet. Der Kutscher war ein abscheulicher „Drokmichel“, und nur noch 4 Minuten fehlten, so wären wir nicht nach Neiße hereingelassen worden; denn es schlug 10 Uhr, als wir ein bißchen durchs Tor waren, und es war berechnet, daß wir um 9 Uhr im Nachtquartier sein sollten. Bei meinen Nervenschmerzen war ich sehr matt, daß ich mich recht glücklich fühlte, als ich mich endlich ins Bett legen konnte; aber es war leider so hart, daß ich mich sehr gedrückt habe. Weil ich nun den folgenden Morgen noch wie geprügelt war und auch keinen Wagen bekommen hätte, um nach Grottkau zu fahren, mußte ich mich entschließen, einen Tag in Neiße zu bleiben. Es kostete zum Glück nicht viel, weil ich in keinem Gasthause, sondern beim Lohnkutscher selbst logierte und bei der Abreise nach Gräfenberg nur 14 Sgr. bezahlen durfte. Eine Buttergrütze hatte ich mir selbst gekocht zum Mittagessen. Der Kaffee schmeckte beide Morgen

sehr nach altem Oel, woran ein „fettiges Töpfchen“ schuld. Uebrigens hat mich Neiße sehr überrascht; es ist eine sehr freundliche und ziemlich belebte Stadt. Gegen 2 Uhr Sonnabend Nachmittags kam ich, von dem bösen Wege ganz zerschüttelt, müde und matt in Gräfenberg an. Herr Prießnitz war, wie gegen jedermann, auch gegen mich sehr freundlich und bedauerte nur, daß leider kein Zimmer mehr übrig, als nur noch eine Dachkammer. Es blieb mir also nichts übrig, als dieselbe zu beziehen. Von dieser elenden, engen Kammer werde ich Euch mündlich eine Beschreibung machen; ich sage nur soviel, daß sie zwei Stiegen hoch und das Fensterchen nicht größer als ein Windmühlenguckloch ist. Seit drei Tagen bin ich so glücklich, besser zu wohnen, indem ein Badegast abgereist und ich auf vieles Reden in dessen Stelle gekommen; das Schönste ist nun bei der Sache, daß es mich eben nicht mehr Mietgeld kostet, indem ich mit noch einem zusammen wohne.

Wir 163 Patienten werden, außer kleinen Abweichungen, wenn wir einmal in die große Wanne eingeweiht, ganz egal behandelt. Gegen 4 Uhr früh kommt der Badediener, deren es in jedem Hause 1 oder 2 hat, und wickelt mich in eine Friesdecke fest bis an den Hals nackend ein, dann wird das Oberbett ebenfalls wieder fest aufgelegt und an beiden Seiten untergestopft, dann kommt noch der Schlafrock darüber, und um den Kopf wird ein Handtuch gehüllt. So darf man sich 2 bis 3, auch 4 Stunden nicht rühren, je nachdem man zeitig oder spät zum Schwitzen kommt und nachdem die Witterung kühl oder warm ist. Im Durchschnitt darf man nur eine Stunde schwitzen, aber so, daß der Schweiß gehörig vom Körper und Gesicht herunter läuft. Wenn man nun so eine Stunde geschwitzt, wird der Badediener bei seinem Namen gerufen, da er mehrere Herren zu bedienen hat und bald hier, bald da ist. Jetzt wickelt er mich wieder aus meiner Verpackung heraus, ich nehme dieselbe Friesdecke wie einen Mantel schnell um, damit der Schweiß nicht zurücktritt, und nun geht's in den Keller hinunter und der Badediener mit Schlafrock und Handtuch hinterher. Hier sind 2 Abteilungen, in jeder eine große Wanne mit sehr kaltem Wasser, so wie es aus der Quelle hereinfließt. Ich steige nun schnell in eine Wanne hinein, mache Gesicht und Brust gehörig naß und fahre dann gleich mit dem ganzen Körper unter das Wasser. Je

mehr man nun im Schweiß, desto weniger empfindet man die enorme Kälte; dann stellt man sich auf, reibt die Glieder, was man kann, setzt sich wieder bis an den Hals ins Wasser, fährt dann mit dem Kopf hinunter und verfährt so einige Minuten. Der Badediener hilft dann abtrocknen. Jetzt wird um den Leib und um die Arme ein nasses Handtuch geschlagen, befestigt, angezogen und etwas spazieren gegangen. Gegen 9 Uhr, nachdem man vorher satt Milch und Brot gefrühstückt, wird zur Douche gegangen. Diese ist eine starke Viertel-Meile entfernt, und es geht größtenteils sehr bergauf. Wer nun eine schlechte Brust hat oder auf die Beine nicht fort kann, wird hinauf gefahren, welches auch mich trifft; herunter laufe ich und darf deshalb nicht viel bezahlen. Hier bei der Douche, deren es 4 hat, (außer der Damen-Douche) tritt man entkleidet unter einen scharf auffallenden, 6 Ellen hoch herabfallenden, armsdicken Wasserstrahl. Hier bleibt man 5—10 Minuten unter allerhand Biegungen stehen, so daß jeder Teil des Körpers gehörig von dem eiskalten Wasser durcharbeitet wird. Jetzt friert man aber so, daß man sich kaum anziehen kann; so wie man aber ins Gehen kommt, tritt eine wohlthätige Wärme ein. Vom Mittagmahl werde ich später sprechen. Um 3 Uhr wird wieder zum Schwitzen eingewickelt und wie früh verfahren, und man macht sich nach dem Bade soviel Bewegung, als man kann. Das Abendbrot besteht sowie das Frühstück in köstlicher Milch und Butterbrot. Wer nun auch sonst keine Milch vertragen, läßt sich selbige hier herlich schmecken mit dem besten Erfolge. Daß mir schon am 2. Tage die Milch gut bekam und nichts geschadet hat, kommt mir als ein halbes Wunder vor. Ich schreibe aber dies dem köstlichen Kristallwasser zu, welches man doch reichlich von früh bis spät trinkt. Früh, wenn man anfängt, zu schwitzen, trinkt man 1—2 Glas, nach dem Baden 1 Glas, nach dem Frühstück desgl. und dann nach den Douchen. Auf das Mittagessen, während des Nachmittag-Schwitzens trinke ich 3 mal stark und schwitze desto besser nach dem Baden, kurz bis zum Schlafengehen wird so oft getrunken, als man nur kann. Manchmal bekommt es mir gut, manchmal schlecht. — Der Speisesaal ist sehr groß und überrascht alle Fremden. Wir sind jetzt 126 zu Tische, und es hätten noch 50 Platz. Jedes hat ein Glas vor sich stehen, und auf 7—8 Personen ist immer eine Karaffine mit Wasser gerechnet. Während des Mittagessens wird soviel Wasser getrunken, daß zwei Personen kaum imstande sind, soviel einzuschöpfen, oder vielmehr einlaufen zulassen. Es

sind sehr viele vornehme Personen hier, als: Grafen, andere Adelige, 1 Obrist-Lieutenant, Majors, Kapitän, Lieutenants, Rittmeister; auch ist der Graf Harrach hier, der Fürstin von Liegnitz ihr Bruder, und viele hohe Beamte. Bei der Tafel sitzen nun Hohe und Niedrige nebeneinander, und es ist ein seltenes Quodlibet von Menschen im Speisesaal hier anzutreffen. Aus Breslau sind allein 31 Personen hier, ein Buchhalter aus Norwegen, ein Regierungs-Sekretär aus Trier, 160 Meilen von hier weg, aus Berlin, Pommern, Polen, auch aus den österreichischen Staaten. Jetzt habe ich Euch immer noch nicht das Wichtigste geschrieben, nämlich wie ich mich befinde und ob ich schon stärker und gesünder. Hierüber kann ich jetzt noch wenig sagen; denn bei langwierigen und die Nerven betreffenden Uebeln, wie den meinigen, geht es mit der Genesung immer sehr langsam. Bei vielen zeigt sich erst in 5—6 Wochen etwas Besserung. Einige sind schon 8 Wochen hier und haben noch nicht die geringste Besserung. Einige 30 sind den ganzen Winter hier gewesen und sind noch da. Bei manchen Krankheiten wird es erst schlimmer, ehe es besser wird. Der Herr Prießnitz meinte bei meiner Ankunft, wenn ich nur eine Zeitlang darauf verwenden könnte, so würde es schon besser werden. Soviel sehe ich nun schon, daß ich in der kurzen Zeit nicht ganz gesund werden kann, aber den Grund dazu werde ich legen und daheim meine Kur hübsch fortsetzen. So machen es viele, welche von hier abgereist und erst einen Anfang in der Besserung gemacht haben. Vielleicht bleibe ich eine Woche länger hier und in der 7. Woche meiner Kur könnt Ihr mich erwarten, ich höre dann nicht mehr auf, mit der Wasserkur fortzufahren, bis ich kerngesund bin. Ich nehme auch hier noch täglich 1—2 Sitzbäder, die auch vorzüglich auf Unterleibsleiden wirken sollen. Nun muß ich schließen, mündlich ein Mehreres. Ich bin sehr für diese Kur eingenommen, denn bei Krankheiten, welche noch nicht sehr eingewurzelt, geht es oft sehr schnell mit der Besserung. Ein gichtleidender Herr aus Kreuzburg war in 3 Wochen wieder geheilt.

Wir haben gutes Essen: Suppe, Rindfleisch, Braten und Nachtisch. Heut hatten wir Babe zuletzt, dazu gehören 15 große Buben auf 3 Tafeln. Madame Prießnitz hat es sehr böse und ist manchmal ganz melancholisch; denn sie muß für 190 Menschen sorgen, inkl. Dienerschaft.

Nun lebt wohl meine Lieben! Ich verbleibe unaufhörlich Euer treuer

E. F.



phot. Paul Runze in Schweidnitz

Kollektiv-Ausstellung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien
auf der Schweidnitzer Ausstellung 1911
Frühstückszimmer von Max Streit

